It. coll. 28
/1

<36636360610014

<36636360610014

Bayer. Staatsbibliothek

Ht. coll. 28(1

Neue Reiseabentheuer

herausgegeben

von

Christian August Fischer.

Erstes Bändchen.

Posen und Leipzig,
bey Johann Friedrich Kühn.
1802.

1

Wb/49/101.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An die Leser.

Es giebt eine Gattung von Schriften, bey denen es nicht sowohl auf den scientifischen Werth, als auf die möglichst schöne Form ankommt. Man wende dieses auf die vorliegende Sammlung an, und man wird sie richtig beurtheilt haben.

Indessen soll es den Verfasser besonders um des Verlegers willen freuen, wenn sie von dem Publikum mit einigem Beyfall aufgenommen wird. Mehrere unsrer angesehensten Buchhandlungen haben diesen braven soliden Mann,

den der Verfasser schon seit vielen Jahren kannte, mit ihrem Zutrauen beehrt; er verdient gewiß seinen redlichen Eifer durch den glücklichsten Erfolg belohnt zu sehen.

D. Fischer.

Inhaltsverzeichniß.

1. Thiery de Menonville . . . . Seite 1
2. Prentjes 81
3. James Bristow 123
4. Kearny 163
5. Stanislaus Leszczynsky 183
6. Capitain Aubin 231
7. Madame Godin 249
8. Lafond 269
9. Madame Noyer. 285

I.

Thiery de Menonville.

I.

Thiery de Menonville, ein unternehmender französischer Botaniker, hatte den kühnen Entschluß gefaßt, die Cochenillenpflanze *) aus Neuspanien in die französisch-westindischen Colonien zu verpflanzen.

---

*) Cactus Cochenillifer Nopal. Auf dieser etwa sechs Fuß hohen Pflanze lebt das für die Färberey so kostbare Insekt, das unter dem Namen Cochenille (coccus Cacti) allgemein bekannt ist.

Es gelang ihm, bey seiner Regierung die nöthige Unterstützung zu finden und so begab er sich nach Port au Prince *) auf St. Domingo, um von da über die Havana seine Reise nach Mexico fortzusetzen. Dies zur Einleitung; von nun an mag er selbst erzählen.

Es war den 21. Januar 1777. als ich mich endlich an Bord einer nach der Havana bestimmten Brigantine begab. Ein kleiner Mantelsack mit etwas Kleidern

*) Das Port republicain.

und Wäsche, zwey tausend Livres in spanischem Golde, ein Paß als reisender Arzt und Botaniker, eine Menge Flakons, Phiolen, Schachteln und Kisten, endlich ein Enthusiasmus, der allen Gefahren zu trotzen schien, das waren die einzigen Hülfsmittel, die einzigen Empfehlungen, womit ich versehen war.

Nichts von unserer Seereise — schon den vierzehnten Morgens liefen wir in der Havana ein. Die Forts, die Thürme, die Kuppeln, die netten röthlichen Dächer, die niedlichen weißen Häuser, die frische grünende Landschaft, der klare und freundliche Himmel, das ruhige spiegelnde Meer

— alles vermehrte die Schönheit des ersten Eindrucks.

Nachdem wir unter den Kanonen des Wachtschiffes der Contaduria gegenüber vor Anker gegangen waren, bekamen wir einen Haufen See- und Landoffiziere, Zoll- und Rent-Bediente, Soldaten und Visitatoren an Bord. Alles drängte sich durch einander, alles war mit Uniformen angefüllt; unser Schiff sah beynahe, wie eine Prise aus.

Die Papiere werden untersucht, die Schiffsrolle wird abgelesen; die Passagiere zeigen ihre Päße vor, endlich kommt auch die Reihe an mich. — „Ein Botaniker?" — fragte der Hafen-Capitain

verwundert! — „Ja ein Botaniker!“ — war meine Antwort — „der hier Pflanzen suchen will“ — „Aber giebt es denn keine in Ihrem Vaterlande?“ — „O ja im Überfluß, nur bey weitem nicht so gut wie die hiesigen!“ — Die Spanier fanden sich geschmeichelt und behandelten mich bald mit vorzüglicher Achtung. Der „Licenciado di Medicina,“ wie in dem Passe stand, der große Arzt incognito, für den mich unser Capitain ausgab — was war gewisser? Es mußte ein Mann von außerordentlichen Kenntnissen seyn!

Alles war nun visitirt und nichts gefunden worden, jeder machte jetzt Anstalten ans Land zu gehen. Allein wie groß

war unser Verdruß und unser Erstaunen, als wir vernahmen, daß wir bis auf weitern Befehl am Bord bleiben müßten, da der Gouverneur im Innern der Insel sey. Wir waren also gezwungen, ihm unsre Bittschriften zuzuschicken und wurden unterdessen aufs strengste in unserm Schiffe bewacht.

Einige Tage hatte ich in dieser Gefangenschaft ausgehalten, als die Langeweile und die ungesunde Luft eines völlig verschlossenen Hafens mir ein Fieber zuzogen, das im kurzen gefährlich zu werden schien. Ich entschloß mich daher ohne Verzug an die vornehmsten Glieder der Regierung zu

schreiben und erhielt schon zwey Stunden darauf die günstigste Antwort. Sogleich nahm ich ein Boot, ließ mich mit allen meinen Sachen an das Land bringen, und quartirte mich in einem leidlichen Gasthofe ein. Als nun der Gobernador zwey Tage drauf zurückkam, ward ich ihm vorgestellt und erhielt die Erlaubniß, zehn Leguas um die Stadt nach meinem Belieben botanisiren zu gehn.

2.

„Der erste Schritt ist denn gelungen?" — sagte ich zu mir selbst. — „Du bist wenigstens den Nopal-Pflanzungen von Mexico um einige hundert Meilen näher gekom-

men!" — „Aber wie viel Schwierigkeiten! wie viel Gefahren hast du noch vor dir!" — Dieser Gedanke machte mich eine Minute schwindelnd, aber im Augenblicke kehrte mein ganzer Muth zurück. — „Nur immer vorwärts!" — rufte ich aus — „Nur immer vorwärts! Der Kühnste pflegt immer der Glücklichste zu seyn!"

Sechs Wochen hatte ich auf diese Art mit anscheinender Geschäftigkeit in der Havana zugebracht, mich aber bey jeder Gelegenheit über die freylich zu große Einschränkung beklagt, als ich einmal von einem meiner Freunde, einem gewissen D. Manuel Ruiz gefragt wurde wurde, ob ich würklich

Jüßiru's *) Schüler gewesen sey. Ich bejahete es, und erfuhr nun, daß D. Manuel, der Secretair des bekannten D. Antonio de Ulloa gewesen war, meinen unvergeßlichen Lehrer in Peru hatte kennen lernen.

Er sprach mit Begeisterung von ihm und seinen Reisen, und verschafte mir dadurch eine sehr ungezwungene Gelegenheit, auch die meinigen zu berühren. — „Auch ich möchte gern in das schöne Land" — sagte ich — „wenn ich Zeit und Geld dazu hätte. —

*) Das Leben dieses berühmten und unglücklichen Botanikers in einem der folgenden Bändchen.

Indessen — fuhr ich fort — wenn ich nur wenigstens ein kleines Stück von Mexico sehen könnte!" —

Don Manuel lächelte. — Als Jüßiru's Freund war ich auch der seinige geworden; sogleich bot er mir seine Dienste an. D. Antonio de Ulloa kommandirte jetzt die Flotte in Veracruz, an diesen versprach er mir Briefe mit zu geben. — „Er wird Sie gut aufnehmen, ich stehe Ihnen mit hunderttausend Piastern dafür" — setzte er hinzu — „Und wegen Ihres Passes? — „Lassen Sie mich nur machen; morgen will ich mit dem Statthalter darüber sprechen!"

Das Paquetboot von Veracruz lag segelfertig; kaum hatte ich drey Tage

Zeit, dennoch beschloß ich es nicht zu versäumen.

Den folgenden Tag als den Sonntag, war öffentliche Audienz. Don Manuel sprach mit dem Statthalter, und Nachmittags hatte ich meinen Paß. Außer mir vor Freude, bedang ich nun meine Überfahrt, erhielt die Briefe an Ulloa, und seegelte den eilften März glücklich mit dem Paquetboote ab.

Nach einer Fahrt von dreyzehn Tagen kamen wir endlich den 25. Abends in den Hafen von Veracruz an. Es regnete die ganze Nacht, und die dicke feuchtwarme Luft dieser Gegend schien mir anfangs unerträglich zu seyn. Am andern Morgen

kam der Major von der Flotte an Bord, nahm mir meinen Paß ab, und ertheilte mir bald darauf die Erlaubniß ans Land zu gehen.

Nicht ohne geheime Unruhe begab ich mich mit meinen Sachen in ein Boot, ruderte quer über den Hafen, und stieg endlich an dem Muelle aus. Hier sah ich mich mit einer Menge Zuschauer, Matrosen, Soldaten u. s. w. besonders aber mit Visitatoren umringt. Meine Sachen wurden indessen ziemlich nachlässig durchsucht, bis endlich die Reihe an die Bücher kam. — „Ohne einen Erlaubnißschein vom Generalvicar der Inquisition — hieß es — können sie nicht passiren!“

Ohne Zeitverlust ließ ich mich demnach sogleich zu dem furchtbaren Inquisitor führen und fand einen kleinen alten Mann mit einer Frömmlermiene, der gerade sein Brevier ablas. Als ich ihm indessen die Tittel meiner medizinischen Bücher angab, fertigte er mir sogleich den Erlaubnißschein aus. Mit diesem eilte ich an den Muelle zurück und passirte nun ohne Schwierigkeit.

Man wieß mich in den besten Gasthof an der Puerta de Mexico. Er war so elend als möglich und das prächtigste Zimmer schien ein Gefängniß zu seyn. Indessen ließ ich mich das nicht anfechten, sondern packte meine Sachen aus, kleidete mich

ein wenig um, und eilte sogleich zu D. Antonio de Ulloa.

3.

Ich komme an, man führt mich in ein großes, mit hundertjährigen Meublen versehenes Zimmer, man meldet mich als einen Bekannten von D. Manuel, und wenig Minuten drauf tritt D. Antonio herein. Es war ein kleiner alter Mann in einem abgetragenen Nankingkittel, woran ein diamantnes Ordenskreuz hieng, mit einem etwas gemeinen Anstande, aber einer äußerst glücklichen Physiognomie.

Ich überreichte ihm meinen Brief, er las ihn mit Aufmerksamkeit, und bot mir sogleich seine Dienste an. — Ohne Verzug woll-

wolle er an den Vicekönig von Mexico schreiben, auch solle ich selbst eine Bittschrift beylegen. Zu gleicher Zeit bot er mir seine Tafel an. — „Wir essen Punkt halb zwey Uhr!“ — sagte er. Zuletzt trug er dem Major von der Flotte auf, mich dem Gouverneur vorzustellen.

Der Major war ein äußerst zuvorkommender Mann, hieß D. Pedro Bethuis, und stammte von einer niederländischen Familie her. Ich hatte ihn schon am Bord gesehen, wo er mir bey seinem abgeschabten Überrock nicht viel mehr als ein Sergeant zu seyn schien. Jetzt sagte er mir mit vieler Artigkeit, daß er sich auf meine nähere Bekanntschaft freuen würde, und ich fand

bald, daß ihm dieses anscheinende Compliment von Herzen gegangen war.

Desto ungünstiger war meine Aufnahme bey dem Gobernador. Sein finsterer Blick, sein barscher Ton, seine pöbelhafte Sprache, alles nahm mich im ersten Augenblick gegen ihn ein. Zwar erlaubte er mir hier zu bleiben und in der Gegend nach Belieben zu botanisiren. — „Ihren Paß aber" — sagte er — „werde ich zurückbehalten — der Gouverneur von der Havana hat schlechterdings kein Recht, solche Päſſe zu ertheilen; ich werde ihn deshalb zu belangen wissen!" — Ich hörte nachher, daß der grobe Mann mit D. Antonio de Ulloa ge-

spannt war, woraus sich denn freylich sein sonderbares Betragen erklären ließ.

Unter diesen und mehrern andern Einrichtungen waren einige Tage vergangen; ich hatte noch eine Menge interessanter Bekanntschaften gemacht, und war bald in der ganzen Stadt als ein eifriger Botaniker bekannt. Nichts schien mir vortheilhafter als diese Meynung zu unterhalten, und nie dürfte ein wenig Charlatanerie verzeihlicher gewesen seyn. Wo ich daher auch hingieng, hatte ich eine Loupe und einen Haufen Pflanzen in der Hand. Mein ganzes Zimmer lag voll Herbarien, mein ganzer Tisch war mit Phiolen, Schachteln u. s. w. über und über bedeckt. Es währte nicht

lange, so wiesen die Leute mit Fingern auf mich. — „Das ist der Französische Doktor, der fünf Legues zu Fuße geht!" — Das letzte besonders schien unerhört zu seyn.

4.

Sechs Wochen hatte ich auf diese Art mit anscheinender Zufriedenheit zugebracht, ohne jedoch das eigentliche Ziel meiner Reise aus den Augen zu lassen. Wo ich nur eine bequeme Gelegenheit dazu finden konnte, hatte ich hin und wieder einige Fragen über Nopals und Cochenille gethan. Plötzlich erhielt ich eine Nachricht, die mir im höchsten Grade willkommen war.

Ich speiste nemlich bey einem Kaufmann, als das Gespräch auf die verschiedenen Sor-

ten von Cochenille fiel. Zu meinem Erstaunen hörte ich, daß die von Oaxaca der von Quadalaxara und Tlascala unendlich vorzuziehen sey. — Nach Oaxaca denn! — sagte ich zu mir selbst, höchlich erfreut, meinem Ziele um so viel näher zu seyn, fragte mit anscheinender Gleichgültigkeit nach dem Wege, und erhielt die vollkommenste Auskunft.

Wenig Tage drauf traf der Courier von Mexico ein. Zitternd, mit klopfendem Herzen eile ich zu D. Antonio. Ich sehe ihn an, ich suche die Entscheidung in seinen Augen zu lesen. — „Es ist unmöglich!" — rief er mir entgegen — „Ohne einen besondern Befehl des Königs wird kein

Paß ertheilt!" — Welch' ein Donnerschlag! Ich glaubte vor Schrecken in Ohnmacht zu fallen, kaum hatte ich die Kraft, mich aufrecht zu erhalten, alle meine Glieder schienen gelähmt zu seyn.

Indessen faßte ich mich bald, und affektirte die größte Heiterkeit. — „Eh bien!" — sagte ich, als mich D. Antonio fragte, was ich anfangen würde — „Eh bien! Ich will an unsern Gesandten in Spanien schreiben, und den Paß hier erwarten oder selbst abholen. — Gleichwohl war mein Plan augenblicklich gemacht. Es kam blos auf einen Versuch, und einen schicklichen Vorwand an.

Der Gouverneur war bekanntlich mit

Don Antonio gespannt, und konnte daher schwerlich von dem Briefe des Vicekönigs unterrichtet seyn. Er mußte daher natürlich kein Bedenken tragen mir einen Paß nach Orißava, ohngefähr sechzig Legues von Veracruz zu geben, mit dem sich ein Paar Stündchen weiter, etwa sechzig Meilen bis Oaxaca kommen ließ.

Gesagt gethan! Ich wendete mich an einen meiner Bekannten, den Hauptmann von Fersen, und erhielt den Paß ohne Schwierigkeit. Aber kaum war ich im Begriffe abzureisen, als der Secretär des Statthalters wüthend und athemlos zu mir kam. — „Sie sollen Sr. Excellenz den Paß zurückschicken" — Ich war außer mir; ich

dachte vor Schrecken in die Erde zu sinken — „Wie?“ — sagte ich — „den Paß von gestern?“ — Aber alle Einwendungen, alle Vorstellungen waren vergebens. Der Statthalter hatte meinetwegen Befehle aus Mexico erhalten und meine Reisen waren auf das Weichbild von Veracruz beschränkt.

Ich eile zu dem Herrn von Fersen, wir gehen mit einander zum Gouverneur. Sehr vergnügt, seinen Paß wieder zu haben, empfieng er mich mit ziemlicher Freundlichkeit. — „Hier ist die Depeche,“ sagte er, und fieng an, uns den Befehl vorzulesen. — „Man könnte dem Fremden die reichen Culturen des Landes entdecken!“ — hieß es. — Der Gouver-

neur las die Stelle mit Nachdruck, und wiederholte sie mit Wohlgefallen, bis endlich der Befehl mit den Worten schloß — „Sondern ihn sobald als möglich zurückzuschicken.“

Mein Herz klopfte, mein Athem fieng an zu stocken, kaum war ich meiner Bewegung mächtig; kaum hatte ich Kräfte, mich aufrecht zu halten. Mit schadenfrohem Lächeln fragte mich der Gouverneur: ob ich das Letzte verstanden hätte, und als ich es bejahete, fuhr er mit triumphirender Freundlichkeit in seinen Betrachtungen fort — „Also nehmen Sie Ihre Maasregeln darnach! Suchen Sie Sich ein Schiff und geben Sie mir Nachricht davon, damit ich

meiner Ordre gemäß, bey Ihrer Einschif-
fung gegenwärtig seyn kann!"

5.

Außer mir, den Tod in dem Herzen, eilte ich nach meiner Wohnung zurück. Ich gieng auf und ab, ich setzte mich nieder, ich schaukelte mich in meiner Hangmatte — ich weiß selbst nicht mehr was ich that. O meine Pläne! — rief ich im Ausdruck der höchsten Verzweiflung. — O mein Vaterland — Es ist alles verlohren! — Es ist alles vorbey!

Vergebens suchte ich mich aufzuheitern. — „Beruhige dich!" — sagte ich zu mir selbst! — „Du bist ja noch in Veracruz!" — Umsonst! mein Herz war keines Tro-

stes fähig! — Alle Hoffnungen schienen auf ewig von mir geschieden zu seyn. — Nie! nie! werde ich diese schreckliche Nacht vergessen! Ich lag im Fieber, ich rasete, ich war im Begriff mich umzubringen.

So brach der Morgen an, mein Herz fieng an sich etwas zu beruhigen. „Du bist ja noch in Veracruz! — Ich wiederholte mir das so oft, daß ich es endlich zu glauben anfieng. Nur eine Möglichkeit, und sie führt tausend Pläne, tausend Hoffnungen herbey. — Meine Abreise war noch nicht festgesetzt, unter drey Wochen konnte keiner der eben angekommenen Schiffer fertig seyn. — „Auch ohne Paß!“ — rief

ich triumphirend — „Auch ohne Paß will ich nach Oaxaca gehen!"

So sagte ich und setzte nun in Feuer und Flammen meine weitern Berathschlagungen fort. Alles ward überlegt, geprüft und berechnet, jedes Detail, jedes Hinderniß, jede Möglichkeit, alles ward dabey in Anschlag gebracht — „Freylich wenn ich ertappt werde — nun gut, so verfehle ich meinen Zweck — aber wenn ich zurückbleibe? — Gebe ich durch diese Feigheit nicht die einzige Möglichkeit auf. — Also muthig vorwärts, wie es auch gehen mag! Die Gefahr ist groß, desto größer wird auch die Ehre seyn.

Die Gefahr ist groß? Ich war weit entfernt, es mir zu verbergen. Die Grenzposten, die patroullirenden Dragoner, die Zollhäuser, die Alcalden in den Städten und Flecken, die neugierigen Reisenden, wie viel Feinde, die alle vermieden werden mußten! Dazu kam das brennende Clima, die Nothwendigkeit zu Fuße und ohne Gepäck zu reisen, meine Unkunde der Wege und Heerstraßen, meine geringe Fertigkeit in der Sprache — wie viel Schwierigkeiten, wovon jede unüberwindlich schien!

Aber mein Entschluß war gefaßt, und so setzte ich schon den folgenden Tag zu meiner Abreise fest. Mit einem Rosenkranze, einer Parthie Quadrupel und meinem Mu-

the hofte ich bis ans Ende der Welt zu gehen.

6.

Es war Freytags Abends um neun Uhr. Ich verließ meine Wohnung als ob ich spazieren gehen wollte, kletterte ohne Schwierigkeit über den niedrigen Wall, und war in wenig Minuten im freyen Felde.

Der Himmel war gestirnt, ich marschirte herzhaft immer durch die Sandfläche fort. Aber bald nachher fieng es an trüb zu werden, der Wind hatte weiter hin die Wege verweht, und ich sah nichts als eine Wüste vor mir. Vergebens suchte ich wieder auf die Straße zu kommen, ich irrte unaufhörlich zwischen ungeheuern Sandhaufen her-

um. Endlich mußte ich mich entschließen, nach der Stadt zurückzugehen, von der ich höchstens eine Legue entfernt war.

Lange hatte ich auch nach dieser Straße vergebens herum gesucht, als ich endlich glücklicherweise einem Neger begegnete, der mich willig zurecht wieß. Äußerst ermüdet kam ich nun wieder an dem Walle an, kletterte unbemerkt darüber, gieng wieder in meine Wohnung, und warf mich beschämt und verdrüßlich in meine Hangmatte.

„Was für ein Anfang!“ — sagte ich! — Aber in dem Augenblick kehrte mein ganzer Muth zurück. Ich beschloß einige Stunden auszuruhn, und hofte bey einem zweyten Versuche glücklicher zu seyn. Würk-

lich machte ich mich auch vor Tagesanbruch noch einmal auf den Weg, und war um fünf Uhr Morgens schon anderthalb Leguen von Veracruz entfernt.

Die Straße theilte sich, eine neue Verlegenheit. Endlich erblickte ich einen Maulthiertreiber mit seiner Requa *) und that mit möglichster Vorsicht einige Fragen an ihn. Er sagte mir, daß er von Oaxaca käme, die Straße von Monte Calbacca, wo er gestern Nachtlager gehalten hätte. — Gut! — dachte ich, und schlenderte dem Anscheine nach mit der größten Gleichgül-

*) Reihe an einander gekoppelter Maulthiere.

tigkeit fort. — Aber kaum war ich ihm aus dem Gesicht, als ich die Straße nach Monte Calbacca einschlug.

Indessen nahm die Hitze mit jeder Stunde zu, und der Weg gieng durch ein beständiges Sandmeer. Ich verschmachtete beynahe und sahe doch nichts als eine weite nackende Ebene vor mir. Ein Paar Maulthiertreiber hatten mich einigemal trinken lassen, aber mein Durst kam jeden Augenblick wieder. Ich litt unbeschreiblich, und schleppte mich nur mit äußerster Mühe fort.

Es war Mittag, die Sonnenstrahlen prallten tausendfach von dem brennenden Sande zurück, als ich endlich bey einem kleinen Gebüsche ankam. Hier legte ich mich

einige Stunden nieder, und machte mich dann von neuem auf den Weg. Man stelle sich meine Freude vor, als ich eine Hütte erblickte, die am Fuße eines entfernten Hügels und am Ufer eines kleinen Flusses lag.

Ich verdoppelte meine Schritte, und in weniger als einer Stunde hatte ich schon den Hügel erreicht. Ich fand einen Indianer mit seinem Weibe, die mir Milch und Eyer gaben, wozu ich mehrere Kannen Limonade trank. Sie fragten mich, ob ich ein Castilianer wäre — „Nein, ein Catalonischer Arzt!" — war meine Antwort. — Um ihren fernern Fragen auszuweichen, schützte ich ein heftiges Kopfweh vor, warf mich auf einen Haufen Bambuszweige, gab

meinem Wirthe vier Realen und schlief endlich mit den besten Hoffnungen ein.

7.

Es mochte drey Uhr Morgens seyn, als ich erwachte und mich ziemlich wohl befand. Der Tag brach an, ich ließ meine Wirthsleute schlafen und machte mich frohen Muthes auf den Weg.

Eine Stunde mochte ich gegangen seyn, als ich am Ufer eines Flusses ankam. Schon war ich entschlossen mich hineinzustürzen, plötzlich ward ich in einiger Entfernung ein flaches Boot gewahr. Ich springe hinein, ich rudre glücklich hinüber, und erblicke einen Neger, der mir über einer Hecke zusah.

„Wie viel ist das Fährgeld?" — fragte ich ihn freundlich — „Ein Real!" — war die Antwort. — „Nun so hab' ich ihn selbst verdient!" — fuhr ich lachend fort, indem ich ihm die Kleinigkeit hinwarf und weiter gieng. Es war ein Glück für mich, daß ich nicht weiter unten über den Fluß gesetzt hatte. Dort hätte ich einem Cavallerie-Piquete bey dem Zollhause gewiß nicht entgehen können.

Fröhlich wanderte ich nun meine Straße weiter, bis ich endlich gegen neun Uhr bey einem sogenanten Rancho, oder Marketender-Zelte ankam. Hier trank ich etwas Punsch von Citronen und Tafia, ruhte einige Stunden aus, und machte mich endlich

um vier Uhr Nachmittags von neuem auf den Weg.

Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und von der Küste wehte ein frischer Seewind herüber. Ich mußte indessen mit vieler Beschwerde wohl zwölf Bäche passiren, ehe ich Abends nach fünf Uhr in Monte Calabacca ankam. Es war kein Dorf, wie ich gedacht hatte, sondern ein bloßer Rancho, *) wie sie hier gewöhnlich sind.

---

*) Dergleichen Rancho's bestehen aus 3 bis 4 elenden Hütten, wozu 10 bis 15 Quadrat-Legues Landes gehören, auf dem an 100 Pferde, 200 Kühe, und 3 bis 400 Schaafe gehalten werden.

Da ich indessen äußerst ermüdet war, und mich überdem in der Dämmerung zu verirren befürchtete, beschloß ich hier mein Nachtlager zu nehmen.

Der alte Wirth war ein Mestize, aber ein äußerst schön gestalteter und biederer Mann. Er konnte mir nichts als Maisbrod und einige Eyer geben, aber er bot mir alles mit vielem Edelmuthe an. Ich drang seiner Frau vier Realen auf, wofür sie mir einen großen Mantel zum Zudecken gab. Wie zufrieden würde ich eingeschlafen seyn, hätte es nicht bald darauf zu regnen angefangen. — „Wie wirst du morgen fortkommen!" — sagte ich unaufhörlich zu mir

selbst, während das Wasser die ganze Nacht durch die elende Hütte floß.

Allein wie groß war meine Freude, als ich am andern Morgen alles wieder heiter und trocken fand. Der Staub war gelöscht, die Luft war abgekühlt, die Gebürge von Ovißava lagen in stiller Klarheit da. Fröhlich wanderte ich nun meine Straße fort, bis ich endlich nach San Lorenzo kam. Hier nahm ich ein kleines Mittagsmahl ein, und beschloß noch wo möglich nach Villa Cordova zu gehen.

Allein kaum hatte ich eine Legua gemacht, als mich ein neuer Regenguß unter eine benachbarte Hütte trieb. In dem Augenblicke sah ich einen Neger mit zwey

Pferden vorbey sprengen, und faßte das Herz ihn anzureden. Ich schlug ihm vor, mich für ein Trinkgeld einige Leguas mitzunehmen, und er gieng es ohne Schwierigkeit ein. Ohne Stiefeln, ohne Sattel, ohne Mantel setzte ich mich dann zu Pferde, während mir der Neger eine große Decke umhieng.

So hatten wir ziemlich schnell etwa vier Stunden Weges zurückgelegt, als mir der Neger ein Wachthaus zeigte, das gerade vor uns lag. Ich zitterte, ich hielt mich für verloren, allein zum Glück kam keiner von den Visitatoren zum Vorschein. So erreichten wir endlich ein Dorf, wo ich bey einem Gewürzkrämer nicht nur Brod und

Wein, sondern auch Eyer und Chocolade, ja zu meinem größten Erstaunen ein ziemlich bequemes Nachtlager fand.

Mein Neger ließ es sich gefallen, mich vollends bis nach Villa Cordova zu bringen, und so traten wir denn am andern Morgen unsre Reise zusammen an. Wir ritten durch ein Gehölz, und kamen endlich in eine schöne Ebene voll Zuckerpflanzungen, Tabacksfelder u. s. w. in deren Mitte Villa Cordova mit seinen unzählichen Glockenthürmen und Kuppeln lag. So wie wir uns den Thoren näherten, nahm auch meine Ängstlichkeit zu — Wenn ich durch Steckbriefe verfolgt war! — Wenn man mir auflauerte — Wie gern

hätte ich die Stadt vermieden, allein ich sah keine Möglichkeit dazu.

Was war zu thun? Es mußte herzhaft gewagt werden. Entschlossen ritt ich demnach mit dem Neger zum Thore hinein, und passirte es ohne die mindeste Schwierigkeit. Wir sahen zu ärmlich aus, man gab sich nicht einmal die Mühe uns anzuhalten. Voller Freude entließ ich nun meinen Neger, begab mich in die Posada, nahm ein einfaches Mittagsessen zu mir, und trabte dann wohlgemuth zum andern Thore hinaus.

Es war schon finster geworden, als ich endlich nach einem fünfstündigen Marsche nach Orizaca kam. Der Gasthof war

elend, mein Zimmer glich einem Gefängniß, die Fledermäuse schwirrten mir um den Kopf herum, aber ich dachte an meine Nopals, und vergaß alles dabey. Mein Abendessen bestand aus vier Eyern, einem Stück Schöpsenfleisch, zwey Rüben, sechs Blätter Salat und Brod und Wein in ziemlichem überfluß. Dafür zahlte ich vier Realen und ward für einen wichtigen Mann angesehen.

8.

Jetzt kam es darauf an, den Weg nach Oaxaca zu erfahren. Nachdem ich deshalb lange mit mir zu Rathe gegangen war, beschloß ich mich endlich an den Prior eines

Carmeliter Klosters zu wenden, der wegen seiner Kenntnisse in großem Rufe stand.

Ich komme an, und verlange den Prior zu sprechen. Die Zumuthung mochte zu groß seyn, man schickte daher den Pater Subprior ab. Ich sah bald, daß es ein biederer gerader Mann war, dem sich etwas anvertrauen ließ, und nahm daher sogleich meine Maasregeln darnach.

„Ich sey ein botanisirender Arzt" — entdeckte ich ihm also unter dem Siegel der Verschwiegenheit — „der sich schon drey Jahr auf Reisen befinde. Ich hätte in einem Sturme das Gelübde gethan, zu Fuße nach der Kirche der nuestra Señora de la Soledad in Oaxaca zu wallfahren,

und dieses auch bis jetzt vollkommen erfüllt. Allein da mir bey dem baldigen Abgange meines Schiffes die Zeit anfienge zu kurz zu werden, da ich überdem die vielen Strapatzen nicht mehr aushalten könnte, so wollte ich bey ihm anfragen, ob sich nicht vielleicht ein Mittelweg finden ließe, meinem Gelübde eine kleine Abänderung zu geben, so daß ich meine Wallfahrt vollends zu Pferde fortsetzen könnte. Ich sey übrigens zu jedem mir aufzulegenden Allmosen, Meßopfer und dergleichen willigst und schuldigst erbötig.

Ich hatte nicht sobald geendigt, als der gute Pater Subprior mir mit vieler Gelehrsamkeit die Zulässigkeit meiner Bitte zu be-

weisen anfieng. Ich glaubte ihn beym Worte halten zu müssen, und drückte ihm daher eine halbe Uncia (ohngefähr acht Carolinen) in die Hand. Allein zu meinem großen Erstaunen war er schlechterdings nicht zu bewegen, es anzunehmen, und setzte mich daher in große Verlegenheit.

Indem ich nun hin und her sann, wie ich etwas aus ihm herauslocken sollte, schlug er mir vor ihren Garten zu besehen. Während wir nun dahin giengen, kam noch ein anderer Mönch dazu, und nun glaubte ich ohne Bedenken wenigstens nach der Entfernung fragen zu können. Der Erfolg übertraf meine Erwartung. Um seine Kenntnisse zu zeigen, beschrieb mir der gute Sub-

prior den Weg mit einer Umständlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ. Schritt für Schritt, Stunde für Stunde, Dorf für Dorf, wie eine lebendige Post-Charte.

Kaum hatte er geendigt, als ich unter einem schicklichen Vorwande Abschied nahm und mich ohne weiteres auf den Weg zu machen beschloß. Allein indem ich durchs Thor gehen wollte, hielt mich ein Visitator an. — „Wohin?“ — „Botanisiren, ich wohne bey den Carmelitern, und werde in zwey, drey Tagen schon wieder zurück seyn!“

Während wir mit einander sprachen, kam der Obervisitator dazu. — „Kommen Sie doch einen Augenblick her, Herr Doc-

tor!" — sagte er, und führte mich in eine Stube, die voll Gewehre hieng. Schon glaubte ich verrathen zu seyn, als es sich zeigte, daß er sich blos einen medicinischen Rath wegen einer galanten Krankheit ausbat. Ich verordnete ihm einige Mittel, und war froh, mir einen Mann zum Freunde gemacht zu haben, von dem bey meiner Zurückkunft alles zu fürchten oder zu hoffen war. Ich gieng den Abend noch bis zu einer indianischen Hütte, nahm hier mein Nachtlager und stieg den andern Morgen in aller Frühe den ersten Absatz der hohen Gebirgskette hinan.

9.

Mit neuem Muthe, mit neuen Hoff-

nun-

nungen setzte ich nun meine Reise durch lauter schöne und fruchtbare Gegenden fort. So kam ich um sieben Uhr Morgens in Chapulco an, wo ich ein herzhaftes Frühstück zu mir nahm, erreichte Nachmittags die Stadt Teguacan, wo ich mich blos einen Augenblick in der Vorstadt aufhielt, und beschloß, noch drey Leguas weiter bis S. Franzisco zu gehen.

Allein kaum hatte ich eine Legua gemacht, als mich plötzlich der Abend überfiel. Der Himmel umzog sich, es fieng an zu donnern, und ich mußte ein Ungewitter befürchten. Ich beschloß daher in einem Meyerhofe zu bleiben, der nur noch eine Viertelmeile entfernt war und wohin mich

ein, in der Nähe pflügender, Neger wies.

Bey meiner Ankunft fand ich einen Verwalter, der mich sehr höflich empfieng, und wegen eines Nachtlagers mit dem Eigenthümer zu sprechen versprach. Ich hatte mich auf einen Haufen Bambus geworfen, als er zurückkam — „Wie?" — sagte ich entrüstet — „Euer Herr will mich nicht einmal sprechen? Gut! so werde ich weiter gehen!" — Zu gleicher Zeit nahm ich einen Piaster heraus. — „Wer will das verdienen?" — rief ich, indem ich ihn den herumstehenden Negern zeigte — „Und mich nach San Francisco bringen?" — „Ich! — Ich!" — riefen alle, und drängten

sich um mich her. Ich wählte endlich einen der stärksten, und so machten wir uns augenblicklich auf den Weg.

War das Eitelkeit? — Keinesweges! — Es war nichts als Vorsicht! — Ein Mann, der so wenig von den Gesetzen der Gastfreundschaft hielt, schien auch einer Verrätherey nicht unfähig zu seyn.

Ich schritt indessen mit meinem Begleiter so herzhaft vorwärts, daß wir bald darauf San Francisco erreichten. Nachdem ich ihn noch mit einem Trinkgelde entlassen hatte, kehrte ich bey einem Kaufmann ein, wo ich zwar nichts als Erbsen und Eyer, aber guten Wein und bequeme Matrazzen fand.

Ich verließ ihn den andern Morgen in aller Frühe, und kam bald darauf in San Antonio an. Hier beschloß ich endlich Pferde, d. h. Maulthiere zu nehmen, und gieng diesen Tag bis Losqves, und den andern über den Rio grande bis nach Qvicatla, ohne daß mir weiter ein merkwürdiges Abentheuer aufstieß.

Von Qvicatla brach ich am andern Morgen mit einem ziemlich gescheuten Franciscaner auf, der mit einem wohlgefüllten Schnappsacke versehen war. Wir giengen diesen Tag siebenzigmal über den sogenannten Rio de las Bueltas und kamen endlich Abends äußerst ermüdet in Atletcouca an. Krank und schwermüthig gieng ich

zu Bette. — Ach ich wußte nicht, was mir am andern Morgen für eine Freude bevorstand.

10.

Wir brachen auf, vier Leguas weiter, wir waren in Gallatillan. Wir ritten zu dem Dorfe hinein — O Freude! O Entzücken! — Ich erblicke einen Garten, der voller Nopals stand. Augenblicklich spring' ich vom Pferde, als wollte ich meinen Steigbügel schnallen, meine Begleiter reiten voraus, wenig Minuten — ich war mit den indianischen Gärtnern in vollem Gespräche.

„Wozu braucht ihr diese Pflanzen?“ — Um die Grana zu ziehen. —

„Die Grana! Was ist das? — Zeigt doch einmal!“ — Er giebt mir ein kleines weißlichtes Insekt — Ich stutze, ich bin ungewiß — Aber ich zerquetsche es auf weißem Papier, und sehe den herrlichsten Purpur! — Außer mir vor Freude, vor Überraschung, vor Verwunderung, stieg ich wieder auf, warf dem Indianer zwey Realen zu und sprengte in vollem Gallopp meinen Begleitern nach.

„So habe ich denn endlich die Cochenille gesehen,“ — sagte ich zu mir selbst, habe sie in den Händen gehabt, habe ihren herrlichen Purpursaft kennen gelernt. O ich werde sie von nun an noch öfter antreffen! Ich werde davon kaufen! ich werde sie mit-

nehmen! Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne.

„Aber!“ — fuhr ich bedächtiger und trauriger fort — „Wie werde ich sie fortbringen? Wie werde ich die Pflanzen verbergen, auf denen ich sie lassen muß? — Wie werde ich sie auf dieser langen Reise erhalten.“ — Wenn ich an diese Schwierigkeiten dachte, war alle meine Freude verschwunden.

So kamen wir Mittags nach Juan del Rey, wo mir eine andere herrliche Nopalplantage in die Augen fiel, die ich sogleich zu besuchen beschloß. Kaum waren wir daher im Wirthshause abgestiegen, als ich mich heimlich hinwegstahl, um zu dem Eigenthü-

mer zu gehen. Allein durch ein Misverständniß ward ich zu dem Alcalden des Dorfes geführt, der ein Neger war, und sich durch meinen Besuch nicht wenig geschmeichelt fand. Mit der größten Bereitwilligkeit führte er mich in seine Plantage, und gab mir über die ganze Cultur des Nopals die vollständigste Auskunft.

Als ich in das Wirthshaus zurückkam, hörte ich, daß mein Begleiter der Mönch erst den andern Tag abreisen wollte; ich machte mich daher voll brennender Ungeduld allein auf den Weg, und kam mit einbrechender Nacht nach dem Dorfe Atetla, das nur noch viertehalb Leguas von Oaxaca liegt.

Hier brach ich den andern Morgen in aller Frühe auf, schickte meine Pferde auf dem halben Wege zurück, und schlenderte so vollends, wie ein bekannter Spaziergänger nach Oaxaca hinein. Hier nahm ich mein Quartier in einem Gasthofe, der von der Kirche de Nuestra Señora de la Soledad, als dem angeblichen Ziele meiner Pilgerschaft, nur hundert Schritte entfernt war.

11.

„Da bin ich nun!“ — sagte ich zu mir selbst — „Aber wie werde ich wieder hinauskommen!“ — Ich war in Feuer und Flammen, ich hätte, wo möglich, alles noch heute ausführen mögen. Nachdem

ich meinen Anzug ein wenig in Ordnung gebracht hatte, verschloß ich mein Zimmer und gieng zu dem Hause hinaus, ohne zu wissen wohin.

Indessen fiel mir ein, daß ich wegen meiner Uhr mit einem Uhrmacher hatte sprechen wollen, ich ließ mich also zu dem einzigen „Reloxero" *) weisen, den es in Oaxaca gab.

Wiewohl ich ihn nun selbst nicht zu Hause traf, hatte ich doch alle Ursache mit seinem lieben Weibchen zufrieden zu seyn. Sie schien trotz ihren sechs und dreißig Jährchen noch immer gefallen zu wollen, und

---

*) Das spanische Wort für Uhrmacher.

empfieng mich mit einer Zuvorkommung, die mir völlig unerwartet war.

Schon wäre ich beynahe in eine kleine Verlegenheit gekommen, als zum Glück der Mann hereintrat. Es war ein vortreflicher Mechanikus und sehr geschickter Zeichner, der überdem einen schönen Garten besaß, aus dem er mir verschiedene Sämereyen zukommen ließ.

Diese kleine Scene hatte mich mit Oaxaca vertrauter, und gewissermaßen auf einmal einheimisch darin gemacht. In der festen Hofnung, meine Nopals zu erbeuten, gieng ich nun zu einem Kistenhändler, und fand gerade acht passende Kisten dazu. Ich ließ sie mit Schlössern und Fächern versehen,

und wunderte mich selbst, wie mich alles so sehr zu begünstigen schien. Beynahe fieng ich an, meine ganze Reise für einen Traum zu halten, dessen Ende mit jedem Augenblick zu fürchten war.

Mit diesem Gedanken beschäftigt war ich mehrere Stunden herumgeirrt als ich endlich in die Vorstadt de las Bueltas kam, die voller Nopalplantagen war. Mein Herz klopfte, ich war außer mir, ich hätte sie alle auf einmal mit fortnehmen mögen.

Eine besonders, wo jedes Blatt mit Myriaden von Insekten bedeckt war, zog meine ganze Aufmerksamkeit an. Es war die schönste, die ich noch gefunden hatte. Ich konnte mich nicht satt daran sehn. —

„O mein Vaterland,“ — sagte ich zu mir selbst — „Wenn es mir gelingt! — Wenn ich das kostbare Insekt erbeuten kann!“ — Alle meine Glieder zitterten, ich glühte über und über, ich verschlang die Plantage mit meinen Blicken, und kehrte nur erst mit einbrechender Dämmerung in mein Wirthshaus zurück.

Durch Zufall hatte ich noch erfahren, daß sie einem Neger gehörte, und so schlief ich mit tausend Plänen beschäftigt, endlich äußerst ermüdet ein.

12.

Als ich am andern Morgen erwachte, war mein erstes Geschäft, wieder nach der Plantage zu gehen. Um indessen keinen

Verdacht zu erregen, wußte ich meine Neugierde so geschickt zu verbergen, daß man mich für einen völlig gleichgültigen Spaziergänger hielt. Dennoch war es gerade an diesem Morgen, wo mein Plan zur völligen Reife kam. Den Nachmittag erhielt ich meine Kisten und alles war nun in gehöriger Bereitschaft.

Der Tag vergieng, der Abend brach an, ich begab mich zeitig zu Bette, um desto früher wieder aufzustehen. Indessen, wer hätte schlafen können? — Kaum schlug es drey Uhr, als ich schon auf dem Wege nach der Plantage war. Zwey Indianer, die im Gasthofe dienten, mußten mir mit großen Körben in einiger Entfernung folgen.

Wir kamen an, ich gieng hinein und ließ meine beyden Träger an der Thüre. Der Neger, der eben aus seiner Wohnung trat, empfieng mich mit vieler Höflichkeit. Ich sagte ihm, daß ich ein Arzt wäre und zu einer gewissen Salbe gegen das Podagra einige Nopalzweige mit Cochenille nöthig hätte, ich bäte ihm also, mir einige abzu= lassen, und wollte ihm dafür geben, was er verlange. Er bewilligte es ohne Schwierig= keit, und so schnitt ich denn acht schöne Zwei= ge von drey Fuß Höhe mit sieben bis acht Blättern voll Cochenille ab.

Ich zitterte, ich konnte kaum Athem holen, ich war nahe daran, vor Freude in Ohnmacht zu fallen — Die Zweige in mei=

ne Körbe legen, zwey große Servietten darüber decken, dem Neger statt zwey armseliger Realen, die er foderte, einen Piaster hinwerfen und dann spornstreichs mit klopfendem Herzen, mit glühendem Gesichte davon eilen, alles geschah in einem Augenblick.

Als ich in den Gasthof zurückkam, lag noch alles in tiefem Schlafe. Ich gab meinen Indianern ein reichliches Trinkgeld, verbot ihnen von der Sache zu sprechen, (was sie wegen ihres Nebenganges ohnehin nicht wagten,) packte meine Nopals mit möglichster Behutsamkeit in meine kleinen Kisten, und frühstückte hierauf mit einer

Ruhe, mit einer Zufriedenheit, mit einer Wollust, die unbeschreiblich ist.

13.

Aber von nun an hatte ich auch keines Bleibens mehr! „Fort! Fort!“ — sagte ich bey mir selbst — Jeder Augenblick kann gefährlich seyn!“ — Dennoch mußte ich noch eine Nacht in Oaxaca bleiben, und konnte erst den andern Morgen abgehen.

Die Pferde waren vortreflich, schon um eilf Uhr war ich wieder in S. Juan. Sogleich eilte ich zu meinem schwarzen Alcalden, der mir das erstemal seine Plantagen gewiesen hatte und kaufte ihm vier herrliche Nopalzweige ab. Ein kurzes Mittagsmahl

— ich setzte meine Reise von neuem fort, *) und langte endlich äußerst ermüdet in meinem lieben Gallatillan an. Nachdem ich hier noch vier kleine Nopalstämme mit den Wurzeln gekauft hatte, **) trat ich in aller Frühe meine zweyte Tagereise an, die wie die dritte und vierte ohne Abentheuer war.

So kamen wir am fünften Morgen bey Teguacan an. Gern hätte ich die Stadt

---

*) Versteht sich, daß ich immer von drey Leguas zu drey Leguas frische Pferde und einen Kopith oder Führer nahm.

**) Woran ich sehr wohl that, da alle meine Zweige mit den Insekten verfaulten.

vermieden, aber es war keine Möglichkeit dazu. Indessen ließ man uns ruhig durch die Straßen reiten, bis ich beynahe am andern Thore war. Aber hier kam auf einmal ein trotziger Visitator auf mich zugesprengt — „Im Namen des Königs! Nach der Aduana!" *) — Ich entschuldigte mich mit dem weiten Wege, den ich zurückmachen mußte, allein vergebens, er bestand nur noch trotziger darauf.

Den Tod im Herzen ritt ich nun nach der Aduana zurück. — „Jetzt ist alles verlohren!" — sagte ich zu mir selbst — „Und das Ende deines schönen Traumes wird nun

*) Zollhaus.

gekommen seyn.“ — Indessen beschloß ich mich zu fassen und trat daher leicht und unbekümmert in die Expedition hinein.

„Ich bin ein Botaniker!“ — sagte ich — „der nichts als Pflanzen und Sämereyen bey sich hat.“ — Zugleich bat ich den Direktor, den ich äußerst höflich fand, um schnelle Abfertigung, und ließ meine Kisten — wiewohl er immer von andern Dingen sprach — ohne die mindeste Unruhe öfnen.

In der ersten Kiste lag unter andern merkwürdigen Pflanzen auch Vanille. Der Visitator, der sie nicht kannte, zuckte die Achseln und lachte. Kaum ward er aber in der folgenden die Nopals gewahr, als er mit einem ganz eigenen halb gleichgülti-

gen, halb verwundernden Tone ausrief: „Das ist Cochenille!“ — „Ja!“ — erwiederte ich phlegmatisch — ohne mich zu verrathen, wiewohl mir dabey wahrhaftig nicht gut zu Muthe war.

Indessen hatte er meine doppelten Boden entdeckt und schien nun seiner Sache völlig gewiß zu seyn. Er gab mir daher mit einem Seitenblicke zu verstehen, daß er mich in den Händen habe, aus Mitleid aber ein Auge zudrücken wolle. Allein der gute Mann hatte sich abermals geirrt. Lächelnd hob ich die Boden auf, und zeigte ihm, was ich darunter hatte: Nopals und Kräuter in weißes Pappier gewickelt.

„Aber wozu die Nopals und die Cochenille?“ — fragte er endlich — „Zu einer Salbe“ — „Zu was für einer?“ — „Gegen das Podraga“ — „Ey sieh doch!“ — sagte er mit kindischer Verwunderung. Am meisten machte er sich über die Sämereyen lustig, die von den allergemeinsten Pflanzen des Landes waren, und schien mich im ganzen Ernste für einen Narren anzusehen. Der Director bat mich hierauf wieder einzupacken, und so endigte sich diese so sehr gefürchtete Untersuchung zu meiner vollkommenen Zufriedenheit.

14.

So gieng es denn also guten Muthes über Chapulco u. s. w. nach Orizava.

Es war finster, ich glaubte unvisitirt zu passiren; plötzlich fällt mir ein Visitator in den Zügel. Ohne mich irre machen zu lassen, begann ich meinen gewöhnlichen Spruch: „Mein Herr, ich bin ein Botaniker, der nichts als Kräuter bey sich hat!" — In dem Augenblicke fällt er mir um den Hals — „Ach sind Sie es, mein Herr! Sind Sie endlich wieder da! O Gott, ich habe Sie schon lange erwartet! — Um Gottes willen besuchen Sie meine Frau!"

Man erräth leicht, daß nun vom Visitiren keine Rede mehr war, dafür mußte ich aber auch mit zu der Kranken gehen. Ich verordnete ihr einige Mittel und pero-

rirte wie ein Professor, so daß die gute Frau ganz bezaubert von mir zu seyn schien.

So setzte ich denn meine Reise mit der äußersten Eile fort, hielt noch drey bis vier Visitationen mit ähnlichem Glücke aus, und kam endlich Abends in der Nähe von Veracruz an. Die Thore waren geschlossen, wir mußten daher die letzte Nacht unter freyen Himmel zubringen.

Der Morgen brach an, wir standen vor den Thoren von Orizava. Ich übergab meine Sachen dem Topith, *) stieg über die Stadtmauer, gieng in meine Wohnung, kleidete mich um, und eilte wieder ans Thor.

---

*) meinem Führer.

Allein wie sehr erschrak ich, als ich weder Sachen noch Topith fand! Ich hörte indessen bald, daß man sie nach dem Thore von Mexico geschickt hatte, um dort visitirt zu werden *) und durchschritt nun vollends die Stadt, um dabey gegenwärtig zu seyn.

Ich komme an, eben hielt der Kopith an dem Thore still. Der Visitator wollte mich nach dem Hauptzollhause schicken; das schien mir aber äußerst gefährlich zu seyn — „Wie?" — sagte ich — „kennen Sie den französischen Doktor nicht mehr? Und wollen Sie mich eine ganze Stunde herumhu-

*) An dem Thore von Orizava war nämlich kein Zollhaus.

deln lassen? — Haben Sie nicht das Recht selbst zu visitiren und verstehen Sie es nicht eben so gut? — Sehen Sie, es sind nichts als Pflanzen und Sämereyen darin!"

Mit diesen Worten fieng ich an meine Kisten zu öffnen, und fand zu meinem großen Vergnügen, daß er sich nichts von ihrem Werthe träumen ließ. Das einzige was dem guten Tropf auffiel, waren die Stäbchen, worauf die Nopals ruheten. „Was ist das für Holz?" — fragte er bedeutend — „Es wird doch kein kostbares Färbeholz seyn?" — „Keinesweges!" — gab ich zur Antwort, und nannte einen Namen, der ihm völlige Genüge that. „Nun so

gehen Sie in Gottes Namen" — sagte er endlich — und man kann denken, ob ich mich zweymal bitten ließ.

15.

Es ist unmöglich, sich meine Freude zu denken, als ich mich nun mit meinen Schätzen in Sicherheit sah. So hatte ich denn zwey Vicekönigen, sechs Statthaltern, und allen Alcalden und allen Visitatoren, und dem ganzen „Curopo de Lanceros" *) zum Trotz eine Reise von 240 Lieues in zwanzig Tagen hin und her gemacht. Ich hatte alle

*) Lanzenreuter, die als Grenzbereuter gebraucht werden.

Beschwerden, alle Gefahren derselben glücklich überstanden, und sahe mich nun durch den Besitz des unschätzbaren Insectes belohnt.

Indessen hatte ich doch noch eine gefahrvolle Überfahrt vor mir. Zwey Visitationen in Veracruz und in der Havana; tausend Möglichkeiten entdeckt zu werden, tausend Schwierigkeiten meine Pflanzen gesund zu erhalten. — Ich verbarg es mir nicht, aber mein bisheriges Glück hatte mich kühner gemacht — „Kommt Zeit! kommt Rath!“ — sagte ich zu mir selbst! — Vor allen Dingen will ich an meine Abreise denken —

Ich eile an den Hafen, ich frage nach einem Schiffe, das Glück schien mir auch dasmal äußerst günstig zu seyn. Ein spanischer Capitain, den ich im Gasthofe hatte kennen lernen, war im Begriff in einigen Tagen unter Segel zu gehen. Er versprach mich mitzunehmen, ohne etwas von Bezahlung hören zu wollen. Es war ein biederer, äußerst verständiger Mann, dem sich im Nothfall ein Theil meines Geheimnisses anvertrauen ließ.

Ich eilte nun meine Nopals in sechszehn kleine Kisten zu vertheilen, und diese in zwey große Coffres zu setzen, maskirte sie mit einer Menge wilder Caktusarten aus der

Gegend von Veracruz, und erwartete nun den Augenblick meiner Abreise mit der äußersten Ungeduld.

Don Antonio de Ulloa war nach Mexico gereist, ich hatte es also bloß mit dem Statthalter zu thun. Er nahm mich ziemlich höflich auf, schien aber über meine anscheinende Betrübniß sehr vergnügt zu seyn. Ich gönnte ihm diese Freude von ganzem Herzen, denn ich wußte recht gut, wer im Grunde angeführt war.

Es war Mittwochs den 5. Junius 1777 — der wichtigste Tag meines Lebens — als ich um sechs Uhr Morgens mit meinen Coffres an das Hafenthor kam. Der Platz war leer, die Visitatoren gaben sich

wenig Mühe. Man begnügte sich ein paar Kisten anzusehen, und einige überflüssige Fragen zu thun. — „Es sind gemeine Feldpflanzen! Es ist Unkraut!" hieß es — Auf diese Art war die Visitation in wenig Minuten vorbey!

Mit welchen Empfindungen ich nun an Bord fuhr! Wie ich frohlockte, wie ich triumphirte! — Nein, ich habe keine Worte dafür! Alle Gefahren waren nun überstanden, zumal da der Capitain gerade nach St. Domingo gieng! Man muß in ähnlichen Lagen gewesen seyn, um mich verstehen zu können.

Drey Tage darauf giengen wir unter Segel. Der Capitain entdeckte meine

Schätze, aber er war zu edel, um mich verrathen zu können. Nach einer sehr glücklichen Reise von fünf und zwanzig Tagen liefen wir endlich in dem Hafen von Cap Francois auf St. Domingo ein — O mein Vaterland! rief ich — und sank mit Freudenthränen in die Arme meiner Verwandten.

II.

P r e n t j e s.

Schulze, aber er war zu edel, um mich verlassen zu können. Nach einer sehr glücklichen Reise von fünf und zwanzig Tagen liefen wir endlich in dem Hafen von Cap-François auf St. Domingo ein. — O mein Vaterland! rief ich — und sank mit Freudenthränen in die Arme meiner Reisenden.

1.

Ich hatte dem General Clinton einige wichtige Depeschen zu überbringen, und befand mich daher am Bord einer kleinen Brigantine, die den 17. November 1780. in Gesellschaft eines Schooners mit den Duplicatis von Quebeck nach Neuyork unter Segel gieng.

Mit vieler Mühe, und nach einem sechstägigen Aufenthalt bey der Insel Orleans hatten wir endlich die Mündung des St. Lorenzflusses glücklich erreicht, als wir einen kleinen Leck bemerkten, der bey unserm Eingange in den Meerbusen in wenig Stunden äußerst gefährlich ward.

Trotz des unablässigen Pumpens hatten wir im kurzen zwey Fuß Wasser im Raum, während sich das Eis mit der zunehmenden Kälte immer mehr um das Schiff zu vermehren anfieng. Zum Unglück war der Capitain ein Trunkenbold, der fast nicht aus der Cajüte kam. Übrigens hatten wir in allem neunzehn Personen, worunter sechs Passagiere, am Bord.

Unterdessen war das Wasser bis auf vier Fuß gestiegen, und der Wind mit jedem Augenblick heftiger geworden. Die erschöpften Matrosen fiengen an den Muth zu verlieren, und faßten den einstimmigen Entschluß von den Pumpen zu gehen. — „Lieber ruhig sterben!“ — riefen sie alle — „Als sich vollends zu Tode arbeiten!“

Durch einige Flaschen Wein gelang es mir indessen, sie wieder zum Pumpen zu bringen, wodurch denn das Wasser um einige Fuß verringert ward. Leider schien aber der Leck mit jeder Minute größer zu werden, während das Schiff bey der Menge ungeheurer Eisschollen, die gegen die Flan-

ken desselben drückten, unaufhörlich zurück-trieb.

Bald darauf hatten wir das Unglück, den Schooner, der auf eine Klippe gerathen war, mit seiner ganzen Mannschaft unter-gehen zu sehn. Wind und Wellen fiengen nun an mit jeder Miuute heftiger zu wer-den, und unser Tod schien unvermeidlich zu seyn.

2.

So war die schrecklichste Nacht vergan-gen, als unser Elend aufs höchste stieg. Eine große Welle hatte den Vordersteven wegge-rissen, und das Wasser drang nun durch diese Öffnung unaufhaltsam herein. Zum Unglück waren uns auch die Pumpen einge-

froren, und wir mußten daher mit jedem Augenblicke unserm Untergange entgegen se- hen. Zwar schien uns eine Menge Möven eine benachbarte Küste anzuzeigen, allein eben dieser Umstand vergrößerte nur unsre Gefahr.

In dieser sehnlichen Erwartung hatten wir einige Stunden zugebracht, ohne des dichten Schnees wegen Land entdecken zu können, als das Wetter sich plötzlich auf- klärte, und die Küste in einer Entfernung von drey Meilen deutlich vor uns lag. Lei- der war sie aber über und über mit unge- heuren Eisklippen bedeckt, so daß unser Schiffbruch unvermeidlich schien, zumal da

sich unsere kleine Schaluppe bey diesem ungestümen Meere schwerlich aussetzen ließ.

Gleichwohl waren wir unterdessen dem Lande immer näher gekommen, und hatten endlich beym Herumbiegen um eine jener Klippen, eine große davon auslaufende Sandbank entdeckt, die uns einige Hoffnung zu geben schien. Wir fanden nemlich die Tiefe um dieselbe ziemlich gleich, und durften daher hoffen uns ihr auf funfzig bis sechzig Ruthen ohne Gefahr des Strandens nähern zu können. Vorsichtig steuerten wir nun darauf zu, aber ehe wir's uns versahen — Ein entsetzlicher Stoß — Unser Schiff saß auf dem Sande fest, und die Wellen schlugen wie Berge über uns her.

Unser Mast war zertrümmert, unser Steuerruder wie ein Stäbchen aus seinen Fugen gerissen, unser Schiff über und über mit Wasser angefüllt — ein Versuch mit dem Boote war nun das einzige, was uns übrig blieb. Als wir es indessen mit unsäglicher Mühe über Bord gebracht hatten, wollte sich außer mir, meinem Bedienten und zwey Matrosen nur der Bootsmann und noch ein anderer junger Passagier dazu entschließen.

Gleich anfangs hatte ich mir meine Depeschen um den Leib gebunden gehabt, jetzt sprang ich, blos mit einer Axt und Säge versehen, ohne weiter an etwas zu denken, muthig in das Boot hinab. Mein Bedienter, der Bootsmann und die zwey Matrosen folg-

ten mir glücklich nach. Nur der junge Passagier fiel hart vor dem Boote ins Meer und konnte nur mit vieler Mühe gerettet werden.

Unsere Gefährten im Schiffe hatten uns nicht sobald glücklich an Bord gesehen, als nun jeder uns nachzufolgen entschlossen war. Allein da wir das ohnehin sehr kleine Boot zu überladen befürchteten, sahen wir uns genöthigt sie ihrem Schicksal zu überlassen, und ruderten also herzhaft dem Lande zu. Eine Welle hatte das Boot schon über die Hälfte mit Wasser angefüllt, als uns eine zweyte glücklicherweise ans Ufer warf.

3.

Mit welcher Freude wir das Land betraten! — Um das zu fühlen, muß man selbst

in solchen Gefahren gewesen seyn. Wir umarmten uns, wir wünschten uns Glück zu unserer Errettung, und dachten nicht an das schreckliche Schicksal, das uns noch immer bevorstand.

Wir gern hätten wir nun das Boot an das Schiff zurückgeschickt, um unsre verlaßnen Cameraden abzuholen. Allein es lag zerschellt auf dem Sande, und würde unfehlbar gesunken seyn. Grausend tönte ihr Angstgeschrey mitten durch das Toben der Wellen zu uns herüber, allein so gern wir ihnen auch hätten helfen wollen, wir sahen nirgends eine Möglichkeit dazu.

Unterdessen fieng es an dunkel zu werden, und wir mußten darauf denken, uns

vor der Kälte zu schützen. In dieser Absicht wadeten wir durch den tiefen Schnee bis zu einem kleinen Gehölze, etwa zweyhundert Schritt vom Ufer, das uns vor dem schneidenden Nordwind einigen Schutz versprach. Zum Unglück war aber unser Feuerzeug so sehr durchnäßt, daß wir schlechterdings kein Feuer anmachen konnten, und uns daher ohne eine fortgesetzte Bewegung in der höchsten Gefahr zu erfrieren sahen.

So sehr ich das meinen Gefährten empfohlen hatte, vermochte der junge Passagier dennoch bald darauf dem Schlafe nicht mehr zu widerstehen. Vergebens suchte ich ihn durch Bitten und Vorstellungen, ja sogar mit Gewalt davon abzuhalten; ehe ich

michs versahe, hatte ihn der tödliche Schlummer überwältigt. Ich selbst konnte mich kaum mehr wachend erhalten und mußte ihn daher seinem Schicksal überlassen.

Nachdem ich eine Zeitlang herumgelaufen war, eilte ich wieder zu ihm zurück, und fand sein Gesicht beynahe völlig erstarrt. Ich hielt ihn für tod, als er mir noch einmal mit schwacher Stimme zurief. Er bat mich nemlich, wenn ich ihn überleben sollte, seinem Vater in Neuyork von seinem Tode Nachricht zu geben, und kaum hatte ich es ihm versprochen, als er wenig Minuten darauf verschied.

Dasselbe Schicksal würden die beyden Matrosen gehabt haben, wenn wir andern

nicht mit einigen abgeschnittenen Zweigen unaufhörlich auf sie zugeschlagen hätten. Auf diese Art gelang es uns sie wachend zu erhalten, während wir selbst in Bewegung blieben.

4.

Der Tag brach an, wir eilten an das Ufer, um nach dem Schiffe und unsern armen Gefährten zu sehn. Wie groß war unsre Freude, als wir es weit näher an der Küste erblickten! Die Ebbe fieng an einzutreten, es schien leicht zu seyn unsere Gefährten zu retten.

Ich schrie ihnen daher zu, ein Tau an den Bord zu befestigen, und dann vollends herunter zu glitschen. Sie thaten es, be-

nutzten den Augenblick, wo die Wellen der Ebbe zurückwichen, und sprangen so glücklich an das Land. Zum Glück hatte der Capitain ein Feuerzeug bey sich, und so ward denn augenblicklich ein großes Feuer angemacht.

Der kurze Tag war unter diesen Anstalten vergangen, der Sturm fieng an ein wenig nachzulassen, und wir brachten die folgende Nacht etwas leidlicher bey dem Feuer zu. Indessen schneyte es so heftig, daß wir auf einer Seite beynahe im Schnee vergraben wurden, während wir auf der andern im Wasser schwammen. Gott! was stand uns noch alles bevor, da uns nunmehr der wüthendste Hunger überfiel.

Zwey Tage hatten wir in diesem schrecklichen Zustande zugebracht, als wir endlich am dritten Morgen unser geborstenes Schiff völlig zertrümmert, und einen Theil der Ladung mit der Fluth nach der Küste treiben sahen. Sogleich machten wir Anstalt etwas davon zu retten und waren auch so glücklich mittelst einiger langen Stangen zwey Tonnen Pöckelfleisch und Zwieback, so wie eine Menge Breter an das Ufer zu ziehen.

Wir beschlossen die letztern zu einer Hütte zu brauchen, und legten nun unverzüglich Hand an das Werk. Mit vieler Mühe gelang es uns endlich damit fertig zu werden und so brachten wir denn den übrigen Theil der Nacht etwas leidlicher zu. Die

Hütte hatte zwanzig Fuß in der Länge, und zehen in der Breite, war der Stürme wegen an mehreren Bäumen befestigt, konnte aber leider aus Mangel an Bretern mit keiner Thür gänzlich verschlossen werden.

Die folgenden zwey Tage fischten wir noch allerhand Sachen aus unserm gescheiterten Schiffe auf; allein zum Unglück war der Zwieback völlig verdorben und unsre Ration ward daher auf ein Viertelpfund Pöckelfleisch und einige Zwiebeln festgesetzt. Wir waren unserer achtzehn zusammen, und mußten daher äußerst sparsam zu Werke gehen. So hatten wir noch vier traurige Tage zugebracht, als das Meer sich endlich beru-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

higte, und der Capitain nach dem Wracke zu fahren beschloß.

Wir hatten das Boot so gut als möglich ausgebessert und langten daher glücklich bey dem geborstenen Schiffe an. Allein es war so sehr mit Eis bedeckt, daß wir mit aller Arbeit nichts herausbringen konnten. Erst am folgenden Morgen gelang es uns, eine kleine Tonne mit Pöckelfleisch und zwey Kisten Zwiebacke, so wie drey Flaschen mit Canadischem Balsam und eine mit Oel zu retten. Eben so holten wir noch bey einer dritten Fahrt das große Segel ab, was uns zur Bedeckung unsrer Hütte von großem Nutzen war.

Unterdessen hatten wir das Unglück,

drey von unsern Gefährten, den Zimmermann, den Schiffsmeister, und einen Matrosen durch den Tod zu verlieren. Sie hatten versäumt, ihre erfrornen Füße mit Schnee zu reiben, und mußten unter den entsetzlichsten Schmerzen sterben. Da die Erde zu hart gefroren war, und es uns überdem an Hacken und Schaufeln fehlte, sahen wir uns gezwungen, sie in den Schnee zu legen, und unterdessen bloß mit Zweigen zu bedecken.

Während nun unsre Lage mit der täglichen Verminderung unserer Lebensmittel immer bedenklicher wurde, beschloß ich endlich mit dem Bootsmann längst dem Ufer eines gefrornen Stromes so weit als möglich in

das Land hinein zu gehen. Lange waren wir fortgegangen, ohne etwas anders als Spuren von Elendsthieren anzutreffen, als wir endlich eine Reihe behauener Bäume, und bald darauf eine indianische Hütte entdeckten, vor der eine Stange mit einer Elendshaut stand.

So viel uns indessen diese Anzeigen auch immer hoffen ließen, kam doch, troß alles unsers Rufens, kein einziger Indianer zum Vorschein. Wir beschlossen daher endlich, ihnen ein Zeichen zurück zu lassen, und wählten ein Stück Birkenrinde in Form einer Hand dazu, die an einer hohen Stange befestigt, gleichsam nach dem Orte unsers Aufenthalts hinzuzeigen schien.

Fröhlich eilten wir jetzt zu unsern Gefährten zurück, und hofften nun stündlich auf unsere Erlösung. Jeden Morgen vertrösteten wir uns auf heute, jeden Abend auf den folgenden Tag. Aber vergebens; schon war eine Woche vergangen, und jede Hoffnung schien verschwunden zu seyn.

In dieser entsetzlichen Lage that ich endlich den Vorschlag das Äußerste zu wagen und längst der Küste auf Entdeckungen auszugehn. Die Beschwerden, die Gefahren dieser Reise ließen sich leicht berechnen, daher hatten nur wenig von meinen Gefährten Muth und Kräfte dazu. Der Capitain, der Bootsmann, mein Bedienter und zwey Matrosen wollten meine einzigen Begleiter

seyn, wiewohl das Boot für zehn bis zwölf Personen immer groß genug war.

Nachdem wir es nochmals so gut als möglich ausgebessert und in Ermangelung des Theeres mit verdicktem canadischen Balsam calfatert hatten, theilten wir die noch vorhandenen wenigen Lebensmittel mit unsern zurückbleibenden Cameraden in gleiche Theile und traten endlich den 4. Januar 1787. unsere schreckliche Reise an. Indessen wenn es mit dem Menschen aufs äußerste gekommen ist, scheint ihm jede Todesart ziemlich gleichgültig zu seyn.

5.

Acht Meilen mochten wir so zurückgelegt haben, als der Wind plötzlich Südost wur-

de, und uns in eine kleine Bucht hinein trieb, die uns ziemlich sicher zu seyn schien. Wir beschlossen demnach das Boot ans Land zu ziehen, Feuer anzumachen und hier die Nacht zuzubringen.

Es war Mittag und wir saßen gerade bey unserm spärlichen Mittagsmahle, als ich am Ufer ein Stück Holz bemerke, das von Menschenhänden bearbeitet zu seyn schien. Wiewohl nun rings umher nicht die mindeste Spur von einer Wohnung zu entdecken war, glaubte ich dennoch in der Entfernung einen Hügel mit einigen abge- hauenen Bäumen und etwas angebautem Lande zu sehen. Ich überredete also meine Gefährten noch vor Einbruch der Nacht da-

hin zu gehen, um vielleicht einigen wandernden Indianern auf die Spur zu kommen.

Wir machten uns demnach auf den Weg, der anfangs immer längst der Bucht hinlief. Plötzlich sahen wir eine halbverbrannte Fischerbarke von Neufundland, und setzten unsern Marsch mit verdoppelten Kräften fort. Kaum hatten wir auch die Spitze des Hügels erreicht, als wir zu unserer unaussprechlichen Freude, höchstens eine Meile davon, einige Häuser vor uns sahen.

Athemlos, voll Hoffnung und Ungeduld, eilen wir vorwärts. Wir kommen an, wir gehen hinein — O entsetzliche Täuschung! — Alles war Menschenleer —

Schon seit Jahren schienen die Häuser nicht mehr bewohnt zu seyn.

Wehmüthig und mit gebrochenen Herzen giengen wir nun wieder an unsern Landungsplatz zurück, flochten uns eine Hütte von Zweigen, und brachten so die lange schreckliche Nacht bey unserm Feuer zu. Mit Tagesanbruch lief der Wind nach Nordost, und machte es uns unmöglich in See zu gehn.

Zwey Tage hatte es so fortgestürmt, in der dritten Nacht erwache ich, und höre zu meinem Erstaunen das Rauschen der Wellen nicht mehr. Der Mond schien hell, ich wecke den Bootsmann — wir gehen ans Ufer — die ganze Bucht war mit Eis bedeckt. Wie Berge hatten sich die gefrornen

Wellen aufgethürmt. — Man denke sich unsre Lage — Ich habe keine Worte dafür.

Einige Tage hatten wir auf diese Art in dumpfer Verzweiflung zugebracht, als der Wind eines Morgens plötzlich nach Südost sprang, und bald darauf das Eis unter einem furchtbaren Krachen in das Meer hinein trieb. Es stürmte dabey so heftig, daß die ganze Bucht schon Nachmittags um zwey Uhr wieder vom Eise befreyt war. Da der Wind indessen die folgenden zwey Tage eben so heftig blieb, wagten wir erst den dritten wieder in See zu gehen.

6.

Der Abend brach an, noch hatten wir keinen schicklichen Landungsplatz entdeckt.

Es ward Mitternacht, wir sahen nichts als hohe Klippen vor uns. Sechszehn Meilen hatten wir so zurückgelegt, unsere Kräfte waren völlig erschöpft. Wir beschlossen demnach das hohe felsigte Ufer hinan zu klettern, während das Boot vor Anker blieb.

Kaum waren wir glücklich ans Land gekommen als der Wind auf einmal wieder nach Nordwest lief. Unser Boot ward gegen die Felsen geworfen, und die Brandung schlug bis zu unserm Sitze hinauf. Ohne Obdach, ohne geistige Getränke und fast ohne Feuer brachten wir nun acht schreckliche Tage in namenlosem Elende zu.

Es war den ein und zwanzigsten Janu=

ar, und das Wetter fieng an etwas gelinder zu werden, als wir endlich beschlossen längst der Küste auf Entdeckungen auszugehen. Allein noch ehe wir unsre Reise antreten konnten, bekamen wir Südwind, es fieng an zu thauen, und die Wege wurden mit einemmale unbrauchbar.

In dieser schrecklichen Lage beschlossen wir endlich wieder nach unserm Boote zu sehen. So sehr es beschädigt war, schien es doch nunmehr unsere einzige Hoffnung zu seyn. Ich kam auf den Einfall, die Fugen mit Wasser zu begießen, um es gefrieren zu lassen.

Es gelang über meine Erwartung. Die Lecke verstopften sich, und so wagten wir

uns am fünf und zwanzigsten Januar endlich wieder in See damit.

Den ersten Tag gieng die Sache vortreflich, wir machten zwölf Meilen und brachten die Nacht am Lande zu. Allein am folgenden Morgen fiel ein Platzregen ein, und unsere Wassercalfaterung ward zerstört. Zum Glück bekamen wir wieder Frost und setzten am dritten Tage unsre Reise von neuem fort. So gieng es mit abwechselndem Glücke bis zum dritten Februar, wo wir der hohen felsichten Küste wegen, erst um fünf Uhr Morgens ans Land kommen konnten.

Hier war es, wo ich endlich auf die Vermuthung kam, daß wir uns am nördli-

chen Vorgebirge der Königsinsel *) befänden, und daß wir gewiß gerettet werden würden, sobald wir uns nur noch einige Wochen mit unsern Lebensmitteln hinhalten könnten. Allein zum Unglück war Alles, ja sogar ein Pfund Talglichter aufgezehrt, und wir hatten nun schon mehrere Tage bloß von wilden Hahnebutten gelebt.

Indessen beschlossen wir dennoch so weit als möglich an der traurigen Küste hinzurudern, bis es endlich den siebzehnten Februar aufs äußerste mit uns kam.

Wir landeten demnach mit dem festen

---

*) Isle Royal am Eingange des St. Lorenzbusens.

Entschlusse nun nicht weiter zu gehen, gruben uns ein Loch in den Schnee, trugen so viel Holz als möglich zusammen, und hofften nun unsere Leiden, wo nicht auf andere Art, doch wenigstens durch den Tod in kurzem geendigt zu sehen.

Jetzt da die letzte Stunde meines Lebens gekommen zu seyn schien, stand das Bild meines Vaters, das mich unaufhörlich begleitet hatte, mit neuer Lebhaftigkeit vor meiner Seele. Ich glaubte ihn zu sehen, wie er mein Schicksal ahnete, wie er für mein Leben zitterte, wie er endlich die schreckliche Todespost empfieng. Meine Thränen flossen, mein Herz war zerrissen,

ich sank in Verzweiflung auf mein kaltes Lager zurück.

Alles weinte, stöhnte und klagte um mich her. Jeder schien den andern zum Opfer des Todes zu wählen, aber jeder hielt den schrecklichen Vorschlag auf den Lippen zurück. Ich selbst — O Gott, wenn es ein Verbrechen war — warum ließest du mich in diesem Elend verschmachten!

7.

In dieser schrecklichen Stimmung hatten wir schon zwey Tage zugebracht, als endlich der Augenblick unserer Rettung gekommen war. Der Tag brach an, der Himmel hellte sich auf, die Sonne blickte nach mehrern Wochen zum erstenmal wieder

der durch die Wolken hindurch — Plötzlich hören wir Menschenstimmen — O Gott! — Ist es möglich? — Wir richten uns auf, wir zittern vor einer schrecklichen Täuschung — Aber nein — Wir sahen sie selbst. — Es waren zwey Wilde, ziemlich nahe bey uns. Noch hatten sie uns nicht bemerkt; eilends krochen wir nun aus unserm Loche hervor.

Sie hören ein Geräusch, sie drehen sich um, sie werden uns gewahr, und starren uns mit Entsetzen an. Unsere Bärte, unsere Todtengesichter, unsere geschwollenen Glieder, unsere ganze scheußliche Gestalt — der Anblick konnte nicht anders als schreck-

lich seyn. Als ich mich indessen dem Vorderſten genähert und ihm die Hand gegeben hatte, faßten ſie Muth, ſahen ſich an, und ſetzten ſich ſtillſchweigend an unſer Feuer hin.

Einige Minuten hatten ſie uns ſo betrachtet, als ſich endlich der eine in gebrochenem Franzöſiſch nach unſern Schickſalen zu erkundigen anfieng. — „Wer ſeyd Ihr?“ — „Wo kommt Ihr her?“ — „Und warum habt Ihr hier gelandet?“

Ich erzählte es ihnen mit wenig Worten und fragte darauf, ob ſie uns einige Lebensmittel verſchaffen könnten? Sie bejaheten es, ſtanden dann plötzlich auf, hie-

ben uns noch einige Äste ab, und entfernten sich.

Sie gehen um uns Nahrungsmittel zu holen! — sagte ich zu meinen Gefährten, die über diesen plötzlichen Aufbruch in Bestürzung geriethen. — Ich war mit dem Charakter der Wilden zu gut bekannt, um daran zweifeln zu können.

Indessen waren bereits drey Stunden vergangen, und ich fieng an ein wenig unruhig zu werden, als ich die beyden Indianer hinter einer Landspitze in einem Canot hervorrudern, und bald nachher auf uns zukommen sah. Sie brachten eine Blase voll Fischthran und ein großes Stück geräuchertes Wildpret mit, das in Schneewasser

gekocht ward, und wovon dann jeder sein Antheil bekam.

Jetzt entstand die Frage, wie sie uns fortbringen sollten, da ihr Canot für uns alle nicht groß genug war. Es ward daher beschlossen, daß sie mich, meiner Depeschen wegen, zuerst in Sicherheit bringen, und dann die übrigen abholen sollten. So fuhr ich denn mit ihnen fort, und kam etwa eine Stunde nachher bey ihren Wohnungen an. Unverzüglich giengen sie mit dem Canot zurück, und ehe es Abend wurde, waren wir alle in Sicherheit.

Nie werde ich die herzliche Freundlichkeit vergessen, mit der wir aufgenommen wurden. Es kamen uns noch drey andere

Indianer und etwa ein Dutzend Weiber und Kinder entgegen, und alle betrachteten uns mit dem innigsten Mitleid. Sie gaben uns einige Otternfelle, bereiteten uns eine stärkende Suppe, und hörten unsere Geschichte mit äußerster Rührung an.

Kaum hatte ich mich indessen ein wenig erholt, als ich auch sogleich für die Rettung unserer unglücklichen Gefährten *) zu sorgen beschloß. — „Wird es wohl möglich seyn?“ — fragte ich die Indianer, und hörte zu meiner großen Freude, daß ihnen die Stelle be-

*) Die noch an der Küste zurückgeblieben waren, wo die Brigantine gescheitert war.

kannt war. Sie schlugen die Entfernung auf vierzig Meilen an, versprachen aber für gute Bezahlung ihr möglichstes zu thun.

Jetzt erst fiel mir ein, daß mein Bedienter einen Beutel mit hundert und funfzig Guineen gerettet hatte, und so zeigte ich ihn in der Freude meines Herzens mit triumphirendem Lächeln vor. Aber wie bald fand ich Ursache, meine Unvorsichtigkeit zu bereuen! Kaum hatten nemlich die Indianer das Geld gesehen, als ihre Gastfreundschaft auf einmal vergessen war.

Sie trieben nun ihre Forderungen aufs äußerste und verstanden sich endlich kaum für

funfzig Guineen dazu. *) Indessen machten sie sich zu meiner großen Freude schon den andern Morgen auf den Weg, und versprachen, wo möglich, in vierzehn Tagen zurück zu seyn.

Sie hielten Wort; am funfzehnten Tage Morgens kamen sie glücklich mit drey von unsern übriggebliebenen Camaraden an. Wie viel hatten wir einander zu erzählen! Ach ihre Lage war beynahe noch schrecklicher als die unsrige gewesen! Sie hatten sogar die Leichname der andern verzehrt. — Die

---

*) Sie waren von französischen Jesuiten belehrt, und mit dem Werthe des Geldes bekannt gemacht worden.

Wilden empfingen ihre Guineen, und wogen uns von nun an ihre Lebensmittel mit Golde auf, ja die Weiber wollten sogar für jeden Tropfen Wasser bezahlt seyn. *)

Vierzehn Tage hatte ich meiner großen Entkräftung wegen, noch auf diese Art bey ihnen zubringen müssen, jetzt hielt ich mich für stark genug vollends zu Lande nach Hallifax zu gehen. In Ansehung meiner Gefährten ward beschlossen, daß sie bis zum funfzehnten auf einer benachbarten Pflanzung bleiben, und dann die Überfahrt zur See machen sollten.

---

*) Sie waren von einigen französischen Missionarien bekehrt worden.

8.

Es war den dritten April, als ich mit meinem Bedienten und zwey Indianern, denen ich vierzig Guineen geben mußte, die Reise nach Hallifax antrat, Jeder von uns war mit einem Paar indianischen Schuhen, einem Paar Schneeschuhen und Lebensmitteln auf vierzehn Tage versehen. Indessen war die Reise bey weitem nicht so beschwerlich als ich gefürchtet hatte und wir kamen schon den zwanzigsten Tag bey der kleinen Colonie St. Peter an.

Hier fand ich so viel Freundschaft und Unterstützung, daß mir unter andern ein gewisser Herr Cavanangh gegen einen Wechsel auf meinen ihm völlig unbekannten Va-

ter dennoch edelmüthiger Weise 200 Pfund vorschoß. Von hier setzte ich nun meine Reise längst der Küste in einem kleinen Boote fort und langte endlich glücklich im Hafen von Hallifax an.

Leider mußte ich aber hier noch zwey Monat warten, ehe ich ein Schiff nach Neuyork finden, und dem General Clinton meine verspäteten Depeschen überreichen konnte.

III.

James Bristow.

James Bristow war im Jahre 1774. als gemeiner Soldat nach Ostindien gegangen. Nachdem er bis 1780. in Dinapore gestanden, auch einen unbedeutenden Feldzug mitgemacht hatte, ward er endlich mit seinem Corps nach Madras eingeschifft, um die Armee gegen Hyder Aly verstärken zu helfen. *) Er war unterdes-

*) Die Truppen der Compagnie waren nemlich geschlagen worden und hatten sich nach Madras zurückziehen müssen, worauf Hyder Aly Arcot erobert hatte.

sen Offizier geworden und kam den fünften November 1780. glücklich auf der Rhede von Madras an. Dies zur Einleitung, jetzt seine eigene Erzählung:

1.

Es war den 17ten Januar 1781. als wir 7400 Mann stark unter dem Commando des General Coote unser Lager vor Madras verließen, und südwärts gegen Caranguly marschirten. Man muß eine große indische Armee beysammen gesehen haben, es ist die sonderbarste Art zu Felde zu ziehen, die man sich denken kann.

Zuerst der ungeheure, fast unglaubliche Troß, der die Armee zu begleiten pflegt.

Jeder Seapoy mit seiner oft zwölf bis siebzehn Personen starken Familie; tausende von Ochsentreibern, *) Pferdeknechten, Grasschneidern, **) Lastträgern, ***) Marke-

---

*) Alle Bedürfnisse der Armee, alle Canonen u. s. w. werden hier mit Ochsen fortgeschafft. Zu einem Achtzehnpfünder z. B. werden nicht weniger als sechs und dreissig Ochsen, zu einem Vier und zwanzig Pfünder funfzig gebraucht.

**) Für die Pferde, auf jedes muß einer gerechnet werden.

***) Culies. Jeder Offizier muß wenigstens funfzehn bis zwanzig haben, die zu den Krankenbetten und Palankins bey jeder

tendern *) Offiziersbedienten, Laskars zum Zeltaufschlagen, Köchen, Küchenjungen, Wasserträgern u. s. w. wobey noch zweymal so viel Weiber und Kinder sind.

Eben so auffallend ist der Luxus und die Gemächlichkeit, womit man in Ostindien im Felde lebt. Zelte, Betten, Victualien u. s. w. alles erinnert an städtische Bequem-

Compagnie so wie die Jungen, welche die Tornister der gemeinen Soldaten tragen, noch ungerechnet.

*) Die Marketender formiren bey einem indischen Heere ein eigenes Corps, den sogenannten Bazar.

quemlichkeit. Die Zelte der Stabsoffiziere müssen häufig von Elephanten getragen werden, und ohne seine weichen Matrazzen und einer melkenden Ziege wird kein englischer Offizier zu Felde ziehn.

Mit einem Worte in Ostindien verliert der Krieg einigermaßen seine Schrecklichkeit. Die Armeen, die nur das Ansehen wandernder Horden haben, bewegen sich langsam; die Feldzüge werden mit Bequemlichkeit geführt; man schlägt sich um zu genießen, und man genießt, als ob man mitten im Frieden lebte.

2.

Es war den fünften Februar als wir

nach der Einnahme des Forts Caranguly auf den rothen Hügeln bey Pondichery anlangten, wo eben zu Hyder Aly's Unterstützung eine französische Escadre von sieben Linienschiffen angekommen war.

Die Franzosen hatten bereits den Tag vorher ihre Truppen zu landen versucht; es aber bey unserer plötzlichen Erscheinung sogleich wieder aufgeben müssen. Die Boote waren indessen am Strande geblieben, und schienen nicht weiter bewacht zu seyn. Ich ward demnach mit einer Parthie Artilleristen und Seapoys befehligt, dahin zu marschiren, um sie zu verbrennen, und fand bey der Ausführung nicht den geringsten Widerstand.

Der Tag brach an, eben wollte ich mich wieder in unser Lager zurückziehen; plötzlich sah ich mich von einem Trupp indianischer Reuter umringt. Meine Leute wurden in Stücken gehauen und ich selbst zwischen zwey Pferden mit fortgeschleppt.

Es war den sechsten Februar, Nachmittags um zwey Uhr, als ich in Hyder Aly's Lager ankam und sogleich in sein Zelt geführt ward. Er hatte einige französische Offiziere bey sich, und schien in einem wichtigen Gespräche mit ihnen zu seyn. Halbnackend, die Hände auf den Rücken gebunden, blieb ich nun am Eingange seines Zeltes stehen und hatte Zeit genug den furcht-

baren Hyder Aly mit seinem feuerrothen Turban, und gelben Sammetstiefeln zu betrachten.

Nach einer langen Pause wendete sich endlich der eine französische Offizier zu mir und redete mich an. — „Wie stark ist eure Armee?“ — fragte er — „Dreyßig tausend Mann!“ — antwortete ich — „Und fünf tausend Europäer obendrein!“ — „Was?“ — fiel er mir wüthend ins Wort. — „In allen euren Besitzungen habt ihr nicht so viel!“

Hyder Aly ward durch meine patriotische Übertreibung so aufgebracht, daß er

mich zu schließen und drey Tage ohne Speise zu lassen befahl. Sein Befehl ward pünktlich vollzogen, so daß ich erst am vierten Tage ein wenig Reiß bekam. Da ich mich nun überdem weigerte, bey ihm Dienste zu nehmen, ward ich nach Arcot gebracht, wo ich in der strengsten Verwahrung bis zu Anfang des Mays blieb.

3.

Es war den eilften May, als ich endlich nach einem äußerst beschwerlichen Marsche in Seringapatnam ankam, und sogleich in das große Gefängniß gebracht ward. Hier fand ich noch dreyhundert Europäer,

deren schrecklicher Zustand über alle Beschreibung gieng.

Täglich rafften die Blattern und andere epidemische Krankheiten eine Menge von ihnen hinweg und dennoch ward nicht der geringste Versuch zu ihrer Rettung gemacht. Vielleicht hätte ich dasselbe Schicksal gehabt, wäre ich nicht auf den Einfall gekommen, mir vermittelst einer kleinen Wachskugel und eines Knopfes ein Fontanell zu unterhalten.

Sechs schreckliche Monate hatte ich in diesem Gefängnisse zugebracht, als eines Morgens der Commendant unserer Wache mit einem Bramin herein trat, sechszehn von uns die Ketten abnehmen und mit sich

fortführen ließ. Noch erschöpften wir uns in Muthmaßungen darüber, als endlich die Sache ruchtbar ward. Werde ich es erzählen können? — Unsere Gefährten waren berauscht und dann beschnitten worden! — Zitternd sah ich nun derselben Beschimpfung entgegen, doch blieb ich noch bis zum Anfang des Jahres verschont.

Aber jetzt den 4ten Januar 1782. — O warum hatte ich nicht tausend Arme, um alle diese Henkersknechte zerschmettern zu können. — Ich finde keine Worte, um meinen Schmerz, meine Wuth, meine Verzweiflung zu beschreiben! — Es war der unglücklichste Tag meines Lebens, wo ich der

übermacht meiner Tyrannen erlag! Vierzehn meiner unglücklichen Camaraden hatten dasselbe Loos!

Kaum waren wir hergestellt, so wurden wir zu dem sogenannten Chaylah oder Sclavenbataillons gesetzt, um diese zum Dienste abzurichten. Die kleinste Weigerung, die geringste Widersetzlichkeit, und wir wurden aufs grausamste dafür gestäupt. Tausendmal war ich willens mir das Leben zu nehmen, und nur die Hoffnung konnte es mir noch erträglich machen.

Unterdessen war das ganze zweytausend Mann starke Corps des Obersten Braithwaite in Hyder Aly's Gefangenschaft ge-

rathen, und wurde nun nach Seringapatnam in unser Gefängniß gebracht. Alles war nun über und über mit Menschen voll gepfropft Wir lagen wie halb Verweste über einander, und steckten einer den andern mit den scheußlichsten Krankheiten an.

So vergieng das Jahr 1782. Hyder Aly starb, sein Sohn Tippoo Saheb kam zur Regierung und sein neuer Killadar *) behandelte uns mit der raffinirtesten Grausamkeit. Fast täglich stellte er bey den häufigen Niederlagen unserer Landsleute neue Siegesfeste an. Die kleinste Unzu-

*) Gouverneur.

friedenheit von unserer Seite und wir wurden aufs empfindlichste dafür gestäupt. Zuletzt befahl er sogar der Wache, uns nicht mehr aus dem Gefängnisse zu lassen, wodurch denn unser Elend aufs höchste stieg.

Wüthend, außer uns, voll Verzweiflung, brachen wir eines Abends die Thür auf und eilten in die Wohnung des Killadar. — „Brod! Brod! Wir verhungern!" — schrieen wir alle und unser schrecklicher Anblick klagte seine Grausamkeit an — Aber vergebens! — Wir hatten unser Schicksal nur desto schrecklicher gemacht, und unsere Peiniger kannten von nun an keine Gränzen mehr.

Indessen schien der Augenblick unserer Erlösung endlich gekommen zu seyn. Zu Ende des Jahres 1783. nemlich ward der Friede geschlossen und die Auslieferung der Gefangenen zu einer der Hauptbedingungen gemacht. Allein vergebens; ohne seine Verpflichtungen zu erfüllen, wußte uns Tippoo zurück zu behalten, und schickte uns mit seinem Sclavenbataillon unaufhörlich in der Provinz herum.

4.

Sieben schreckliche Jahre hatten wir auf diese Art in der härtesten Sclaverey zugebracht, als endlich unser Schicksal entschieden ward. In Bergfestungen ver-

theilt und aller Nahrungsmittel beraubt, schienen wir zu dem quaalvollsten Tode zum Verhungern verdammt zu seyn.

Mich hatte das Schicksal mit noch fünf andern meiner Camaraden nach Ontradroog geführt. So streng indessen die Befehle des Kiliadar waren, hatten die gutmüthigen Hindus dennoch Erbarmen mit uns. Sie fanden Gelegenheit uns dann und wann mit einigen Lebensmitteln zu versehen, ohne daß es unsre Wache bemerken zu wollen schien.

So waren fünf Wochen vergangen, und jeden Tag hatten wir einen neuen Plan zu unserer Flucht gemacht. Unvermuthet trat endlich ein Umstand ein, der unserm Schick-

sale die günstigste Wendung gab. Die Artillerie der Festung war äußerst elend, der Killadar kam auf den Einfall, sie von seinen Gefangenen ausbessern zu lassen.

In dieser Absicht ward ich denn aus dem Gefängniß geholt, und auf dem ganzen Walle herum geführt. So genau ich diese alten malabarischen Canonen, geborstenen Mörser u. s. w. auch immer zu betrachten schien; vergaß ich doch nicht mir die Gegend auf das beste bekannt zu machen. Zehnmal kehrte ich zurück, um mir die kleinsten Umstände einzuprägen, während man alles meinem Eifer zuschrieb.

Kaum hatte ich meinen Camaraden diese Entdeckung mitgetheilt, als unsre Flucht

augenblicklich beschlossen ward. Nichts schien uns leichter zu seyn als auf dieser Seite den Felsen hinabzukommen, und schon die folgende Nacht ward muthig zur Ausführung bestimmt.

Indessen hatte die Sache nicht wenig Schwierigkeiten. Wir mußten uns von unsern Fesseln befreyen, mehrere Posten passiren, eine entsetzliche Höhe hinabklettern, einen undurchdringlichen Wald durchschneiden; jeder Schritt hatte seine eigene Gefahr. Aber in unserer Lage war uns alles einerley. So oder so! Unser Tod schien auf jede Art unvermeidlich zu seyn.

Zuerst kam es demnach darauf an, unsere Gefängnißmauer durchzubrechen, die

ziemlich dick, doch glücklicherweise nur von Erde war. Freylich konnten wir uns statt aller Werkzeuge nur eines Messers dazu bedienen, aber wir benetzten sie so lange mit Wasser, bis sie sich fast ohne Mühe zerbröckeln ließ. Um diese Arbeit desto schneller zu vollenden, hatten wir uns übrigens noch mit sieben andern Gefangenen verbunden, deren Behältniß neben dem unsrigen war.

Was unsere zum Glück sehr alten Fesseln anlangte, so hatten wir uns von einem Federmesser eine Feile gemacht, mit der wir die Schellen so lange bearbeiteten, bis sie sich vollends zerbrechen ließen. Um aber Geräusch zu vermeiden, wurden sie immer

dabey mit Lappen umwickelt. Auf diese Art hofften wir denn in einigen Wochen mit unsern Anstalten völlig zu Stande zu seyn.

5.

Es war den 20sten November 1790. gegen Mitternacht, als endlich alles geendigt, und der Augenblick unserer Erlösung gekommen war. Schon den Abend vorher hatten wir zu unserer Flucht bestimmt gehabt, die Öfnung aber zu klein gefunden. Jetzt schien sie vollkommen groß genug, und so kroch ich denn als erwählter Anführer, mit einem dicken Knüppel versehen, zuerst hinaus.

Leider fand sich aber, daß die Öfnung für einige unter uns doch noch immer zu klein geblieben war. Ich mußte sie daher von außen zu vergrößern suchen, was sich denn auch glücklicherweise sehr bald bewerkstelligen ließ. Eilends schlüpften nun meine Camaraden vollends hindurch, und so stiegen wir über den ersten Wall, der höchstens sieben bis acht Fuß hoch war.

Um an den zweyten zu kommen, mußten wir einen Posten passiren, der gerade in unserem Wege lag. Schon fürchteten wir entdeckt zu werden, als ein plötzlicher Platzregen die Schildwache in ihre Bambushütte trieb. Unbemerkt kamen wir nun glücklich

vorbey, erstiegen den Hauptwall, und standen am Rande des Abgrundes, der in grausender Dunkelheit vor uns lag.

Ich hatte ihn nur halb untersucht, dennoch beschloß ich auch hier der erste zu seyn. Aber kaum hatte ich ein paar Schritte vorwärts gethan, als ich auf einmal an dem schrecklichen Abhange zu meinem Todesschrecken ins Fallen kam. Unaufhaltsam stürzte ich den steilen Felsen hinunter, bis ich mich endlich am Fuße desselben an einem Baume fest hielt. Mit gleicher Schnelligkeit stürzten auch meine Gefährten hinunter, doch kamen wir zu unserm größten Glück fast ohne allem Schaden davon.

Der Mond gieng auf; man konnte uns von der Festung bemerken, wir mußten also eilen den Wald zu erreichen, der an dem Fuße des Felsens lag. Athemlos, auf Händen und Füßen kriechend, suchten wir uns durch das dicke Gebüsch hindurchzuarbeiten — plötzlich rufte uns eine indische Schildwache an. Ich stehe still, ich verliere meine Gefährten aus dem Auge, und als ich mich endlich wieder erhole, sehe ich mich mitten in der schrecklichsten Wildniß völlig allein.

Mehrere Stunden mochte ich mich auf diese Art bis zum Ausgange des Waldes hindurch gearbeitet haben, als ich oben auf der Festung eine Menge Trompeten wie

Signale vernahm. Mit verdoppelten Schritten eilte ich nun über das Blachfeld, kam trotz des Anrufens einer Schildwache glücklich bey einer Schanze vorbey, und marschirte nun bis Tagesanbruch ohne weitere Abentheuer immer zwischen grünenden Feldern fort.

Die Sonne gieng auf, als ich mich in der Nähe eines Teiches befand, wo zwey indianische Reuter bey ihrem Frühstück saßen. Es war zu spät um ihnen auszuweichen, ich beschloß demnach herzhaft vorbey zu gehen. — „Ist das nicht ein Europäer?" — hörte ich den einen sagen, als ich langsam und ruhig bey ihnen vorüber schritt.

„Ein Europäer?“ — erwiederte der andere — „Wo sollte der herkommen? Siehst du denn nicht, daß es eine Weibsperson ist. — Wirklich hatte ich mich auch in eine weiße wollene Decke gehüllt, und sah also ziemlich wie eine Wäscherin aus.

Bald darauf war ich den Reutern aus dem Gesichte, verbarg mich in ein Dickicht, und machte mich erst mit einbrechender Dämmerung wieder auf den Weg. Drey Tage wanderte ich nun durch eine öde traurige Gegend, wo ich keinen Tropfen Wasser antraf; bis ich endlich am vierten Abend völlig entkräftet niedersank, und mit der Gewißheit auf dieser Stelle zu sterben, meine verlöschenden Augen schloß.

6.

Allein wie groß war meine Freude und mein Erstaunen, als ich am folgenden Morgen bey meinem Erwachen zwischen hohen schattigen Bäumen ein kleines kennarisches Dorf vor mir liegen sah! Ich kannte den sanften Charakter dieser gutmüthigen Hindus, ich hatte ihre Sprache vollkommen inne, und so beschloß ich ohne Bedenken darauf zuzugehen.

Ich komme an, ich treffe ein altes Mütterchen, die ich um ein kleines Stück Naggy *) bitte, und werde sogleich von einem Haufen Weibern umringt. Alle betrachte-

*) Reiskuchen.

ten mich mit äußerstem Mitleid, alle boten mir Speisen an, ich ward auf mehrere Tage mit reichlichem Vorrath versehen. Hierauf mußte ich noch meine Füße mit warmen Wasser waschen, und verließ endlich meine Wohlthäterinnen mit Thränen der innigsten Dankbarkeit.

Mehrere Tage hatte ich nun auf diese Art meine schreckliche Reise fortgesetzt, als ich endlich Abends den achten Dezember in eine Ebene kam, wo ich zu meinem unaussprechlichen Entsetzen zwey Tiger auf mich zueilen sah. Schon waren sie mir auf funfzehn Schritte näher gekommen, schon standen sie mir mit aufgesperrten Rachen bey-

nahe gegenüber — plötzlich schienen sie zu erschrecken, und eilten mit gesenktem Schwanz in vollem Gallopp davon.

Aber ich war nun einer Gefahr entronnen, um einer andern entgegen zu gehen. Kaum hatte ich nemlich funfzig Schritte zurückgelegt, als ich plötzlich auf einen Trupp Soldaten stieß. In einem Augenblicke war ich umringt und auf dem Wege nach einem Fort, das westwärts vom Walde am Ende eines Teiches lag. Es war noch helle genug um das bemerken zu können, daher ich denn in aller Stille meine Maaßregeln darnach nahm.

Ich wurde vor den Commendanten gebracht, er redete mich kennarisch an, ich

that als verstünde ich ihn nicht. Er fährt malabarisch fort, ich gebe mich für einen invaliden Rajaporten aus, der nach Hause geht, seinen Paß aber leider verloren hat. — Zu meiner großen Freude schien er es beynahe zu glauben, als einer der Umstehenden ein Fleckchen von meiner Haut bemerkte, das freylich gegen mein mit Tabackswasser geschwärztes Gesicht viel zu sehr abstach. Zu meinem Entsetzen ward ich nun einstimmig für einen von den Chaylas entlaufenen Europäer erklärt, und auf des Commendanten Befehl in Verwahrung gebracht.

„Jetzt oder niemals!" — sagte ich zu mir selbst, und stellte mich so schwach, so

ermüdet, so ausgehungert, daß man mich bloß unter der Bewachung eines einzigen Soldaten ließ. Jetzt fieng ich an ihn so lange und so wehmüthig um etwas Wasser zu bitten, bis er sich endlich zu einem Gange an den Brunnen entschloß.

Kaum sah ich mich allein, so wickelte ich mich in meine Decke, gieng ungehindert durch alle drey Thore, wandte mich dann rechts in ein Reisfeld und wadete endlich glücklich durch den Teich hindurch. Wiewohl ich nun am andern Ufer bald nachher eine Menge Lichter bemerkte, ward ich dennoch nicht weiter vorfolgt.

7.

Sieben Tage, oder vielmehr sieben

Nächte hatte ich meine Reise durch ein offenes mit unzählichen Flüssen durchschnittenes Land unter den größten Gefahren fortgesetzt; als ich endlich den 16. Dezember Abends auf einen Haufen Soldaten stieß, und nach einem kurzen Examen vor ihren Commendanten gebracht ward.

Ich hatte jetzt meinen Plan geändert, und gab mich daher ohne Bedenken als einen Europäer an. Ich käme aus dem englischen Lager, wollte bey Tippoo Sahebs Dienste nehmen und sey daher im Begriff nach Gootie an die Gränze zu gehen. Meine Kleider hätte ich wegwerfen müssen, um nicht erkannt zu werden, und mein weniges

Reisegeld eben seit einigen Tagen vollends aufgezehrt.

Diese Angaben schienen dem Killadar ziemlich glaublich vorzukommen. Indessen mußte ich bald darauf ein zweytes Verhör ausstehen, wobey mir bloß mein gutes Gedächtniß aus der Verlegenheit half. Da ich mich nun weigerte in seine Dienste zu treten, ließ er mich endlich mit Lebensmitteln versehen, meine Straße ziehen.

Acht Tage war ich weiter marschirt, meine Füße fiengen an zu schwellen, meine Kräfte nahmen mit jeder Stunde ab. Tausendmal glaubte ich niederzusinken, um zu verscheiden, dennoch schleppte ich mich jeden Tag noch einige Meilen fort.

So kam ich am Neujahrsmorgen 1791. an den Ufern des Tangbaudar an. Zu schwach, hinüber zu schwimmen, wandelte ich traurig auf und nieder, als ich endlich eine Fähre zu Gesicht bekam. Schon glaubte ich alle meine Leiden geendigt zu sehn, aber der unerbittliche Fährmann wies mich trotzig zurück. Den Tod im Herzen, beschloß ich mich nun Strom aufwärts zu schleppen, so lange es mir bey meinen schwindenden Kräften noch irgend möglich war.

Während ich nun so fortwanderte, ward ich am jenseitigen Ufer in einiger Entfernung zwey große Forts gewahr, aus deren Gegend ein heftiges Canonenfeuer kam.

überzeugt, daß unsere Truppen in der Nähe seyn müßten, suchte ich den Forts so viel als möglich gegen über zu kommen, als ich plötzlich einen feindlichen Posten erblickte, und mich eilends in das benachbarte Gehölz zu retten beschloß. Hier hielt ich mich die ganze Nacht verborgen, und setzte erst mit Anbruch des folgenden Tages meine mühselige Reise weiter fort.

Drey Tage war ich so längst des Stromes auf und abgeirrt; plötzlich sah ich mich am vierten Abends von einem Haufen Maratten umringt. Schon hielt ich mich für verloren, als ich in dem Rajah zu meiner unendlichen Freude einen unserer Verbünde-

ten fand. Jetzt erst fieng ich an mich wieder ein wenig zu erholen, und das Ende meiner Leiden schien nun gekommen zu seyn.

Indessen bemerkte ich schon nach einigen Tagen, daß mich der Rajah mit Gewalt in seinen Diensten zu behalten gesonnen war. Ich sah mich also gezwungen ihn zu hintergehn, und willigte mit anscheinender Freude ein. Doch kaum hatte ich einen Monat bey ihm zugebracht, so benutzte ich die Gelegenheit zu entkommen, schwamm über den Strom, der höchstens zweyhundert Ellen breit war, und langte glücklich am andern Ufer an.

8.

Eine Tagereise hatte ich so zurückgelegt, als ich in der Gegend von Gopaul von einigen Leuten des Nizam aufgefangen, und in sein Lager gebracht wurde. Er war unser Bundsgenosse und unsere Armee befand sich in der Nähe, ich verlangte also den englischen Commendanten zu sprechen, und ward auch ohne weiteres in unser Lager geschickt.

Wir kommen an, der Commendant war in den Schanzen, endlich schickte er einen Offizier zurück. Ich werde verhört, meine Aussage findet Glauben, man erkennt mich für einen Landsmann, und überhäuft mich mit tausend Beweisen des herzlichsten Antheils.

Den

Den folgenden Tag muß ich zu dem Commendanten in die Schanzen kommen und fand die edelmüthigste Freundschaft bey ihm. Er ließ mir einen Führer besorgen, mich nach Panpul an den Hof des Nizams zu bringen, und fügte die besten Empfehlungen hinzu. Es war den sechs und zwanzigsten Februar, als ich endlich das Lager verließ.

Von nun an machte ich meine Reise bis Masulipatnam mit der größten Bequemlichkeit. Es waren vierhundert und sechs und siebenzig englische Meilen, doch traf ich schon am siebenten April, troz meines sechszehntägigen Aufenthalts in Panpul, glücklich in dieser Hauptstadt ein.

Hier gieng ich den vierzehnten mit einem kleinen Fahrzeuge ab, und langte endlich nach einer sehr gefährlichen Reise den 17ten Junius 1791. auf der Rhede von Madras an, nachdem ich gerade zehn Jahr und acht Monate abwesend, und von diesen, neun Jahre, neun Monate und zwey und zwanzig Tage in Tippoo Sahebs Sclaverey gewesen war.

IV.

K e a r n y.

VI.

Anton R.

1.

Ich war in der Schlacht von Vanderwach *) von den Engländern gefangen worden und erhielt Erlaubniß auf mein Ehrenwort nach Pondichery zu gehen. Als aber diese Festung einige Monate darauf von den Engländern belagert wurde, ward mir Madras zum Orte meines Aufenthalts bestimmt. Kaum war jedoch Pondichery übergegangen, so beschloß man sämtliche französische Offiziere nach Europa zu schicken.

*) Im Jahre 1761.

Mr. Pigot, der damalige Gouverneur von Madras, behandelte mich indessen mit vieler Auszeichnung. Er stellte es meiner Wahl anheim, auf welchem Schiffe ich die Reise machen wollte, und versprach alles für meine Bequemlichkeit zu thun. Ich wählte demnach ein Compagnieschiff, the Hawke genannt, das über Bengalen nach London befrachtet war, und hatte in Vergleichung mit meinen Camaraden alle Ursache mit meinem Schicksale zufrieden zu seyn.

Leider mußte es sich aber fügen, daß der Capitain wider Vermuthen weit früher, und ehe ich meine Geschäfte beendigt hatte, nach Calcutta unter Segel gieng.

Ich sahe mich demnach gezwungen, ihm unverzüglich auf einem der übrigen, nach Bengalen bestimmten Schiffe zu folgen, wählte dazu den Fottysalam, der Kriegsmunitionen und Truppen am Bord hatte, und begab mich so den 26. August 1761. ohne die mindeste Ahnung eines Unglücks, in der heitersten Stimmung an Bord.

2.

Zwey Tage waren wir erst in See gewesen, als der Schiffskapitain am dritten Morgen den Major Gordon, der die Truppen kommandirte, auf die Seite nahm, und ihm mit äußerster Bestürzung etwas zuzuflüstern schien.

Schon seit zwey Stunden hatte ich die

Mannschaft unaufhörlich arbeiten und eine Menge Sachen über Bord werfen sehen; diese Ängstlichkeit schien mir daher von der übelsten Vorbedeutung zu seyn. Augenblicklich nähere ich mich dem Major, frage ihn leise, was vorgefallen ist, und höre zu meinem Entsetzen, daß das Schiff voll Wasser steht. — „Wir können uns keine zwey Stunden mehr halten" — hatte der Capitain gesagt. Man denke sich was das für ein Donnerschlag für mich war.

Indessen faßte ich mich bald und fragte sogleich nach der Chaluppe — „Werden wir uns damit retten können? Und wie ist es zu bewerkstelligen?" — Der Capitain bejahete das erste, schien aber das letztere,

der starken Equipage wegen, für unmöglich zu halten. Ich sah, daß es ein feiger, ängstlicher Mann war, und so beschloß ich mit dem Major auf unsere Rettung allein bedacht zu seyn.

Die Chaluppe war mit Schweinen beladen, und schleppte hinten am Schiffe nach. Die Hauptsache war, hineinzukommen, ohne daß es die Menge gewahr ward. Plötzlich rief ich demnach meinen treuen Bedienten, nahm ihn mit uns dreyen in die Cajüte hinunter, und machte den dort versammelten Offizieren unsern Entschluß bekannt.

Gesagt! gethan! Wir schließen die Cajütenthür zu, mein Bedienter läßt sich an

einem Taue in die Chaluppe hinunter, um sie im Nothfall vertheidigen zu können, und nun steigen wir einer nach dem andern hinab. Hier galt es Leben oder Tod! Wer sich vom Schiffe herunter gestürzt hätte, wir hätten ihn niedergemacht! Zum Glücke schienen die andern es nicht einmal inne zu werden, und so kappten wir das Tau und ruderten schnell davon. Wir waren fünf und zwanzig Personen zusammen, worunter zwey Damen, und sahen uns beynahe von allem entblößt.

3.

Vor allen Dingen kam es nun darauf an, uns in der Chaluppe Platz zu machen; weshalb ich denn die Schweine bis auf sechs

oder sieben über Bord zu werfen rieth. Wir eilten hierauf, aus einem Theile unserer Kleidungsstücke, Schnupftücher u. s. w. ein sehr seltsames Nothsegel zusammen zu nähen, und setzten dann unsere Reise mit ziemlich günstigem Winde fort.

Unterdessen war die Noth im Schiffe aufs höchste gestiegen, wiewohl man uns dennoch durch verstellte Freudensignale wieder hinzulocken schien. Wenig Minuten darauf sahen wir es aber völlig entmastet gleich einem Wracke treiben, bis es uns endlich bey einem plötzlich eintretenden Nebel völlig aus dem Gesichte kam.

Mit tausend traurigen Gedanken beschäftigt, wogten wir nunmehr ohne Boußole,

ohne Sextanten, ohne Lebensmittel, ohne Getränke, ohne Feuer immer auf dem ziemlich unruhigen Meere fort. Unsere einzige Nahrung bestand in Schweinsblut, wovon jeder in vier und zwanzig Stunden anderthalb Löffel bekam. Indessen wagten es einige rohes Schweinefleisch zu essen, aber auch dieses war schon am siebenten Tage völlig aufgezehrt.*

Die Nacht vor dem achten Tage glaubten wir endlich in der Nähe einer Küste zu seyn, da das donnernde Tosen der Brandung deutlich zu hören war. Würklich konnten wir auch beym Anbruch des Tages ein ziemlich niedriges Felsenryf entdecken, in dessen Nähe sich vielleicht landen ließ.

Es ward hierauf berathschlagt, wie dieses bewerkstelligt werden sollte, wo dann die Mehrheit natürlich für's Schwimmen entschied.

„Aber ich!" — rief ich entrüstet — „Und diese Damen! Und unsere übrigen Camaraden" — Was soll aus uns werden! — Nein! Wir haben hier alle daßselbe Recht! — Wir müssen alle bey dem Versuche sterben, oder alle gerettet werden!" — Zu gleicher Zeit hielt ich dem Capitain den Degen vor, und drohte ihn eher auf der Stelle niederzustoßen, ehe ich mir diesen Vorschlag gefallen lassen würde.

Indem ich dieses sagte, trat ein englischer Offizier, ein gewisser Mr. Scott, her-

vor. — „Wie?" — rief er wüthend — „Ein einziger Franzos, ein Kriegsgefangener, will uns hier Gesetze vorschreiben?"

„Hier sind wir alle gleich!" — erwiederte ich mit ruhiger Würde — „Ich wiederhole es, der Capitain muß mir für mein Leben stehn — Wer sich jedoch beleidigt findet — am Lande bin ich zu jeder Genugthuung bereit!" —

Meine Entschlossenheit würkte, der Capitain setzte sich sogleich ans Steuerruder, und brachte uns glücklich durch die Brandung hindurch. Zwölf von unsern Gefährten sprangen jetzt über Bord, um vollends ans Land zu schwimmen; allein beynahe hätten sie diese Ungeduld mit ihrem Leben ge-

büßt. Wir selbst wurden von den reißenden Wellen eines Stromes, den wir erst jetzt erblickten, so heftig gegen die Küste geschleudert, daß wir uns nur mit genauer Noth aus der sinkenden Chaluppe zu retten vermochten.

4.

Kaum sahen wir uns am Lande, so eilten wir alle nach einem Deiche, der in der Nähe lag. Acht schreckliche Tage hatten wir den brennendsten Durst gelitten — mit unbeschreiblichem Entzücken schlürften wir wieder die ersten Tropfen süßen Wassers ein. Wir fiengen darauf an von Kräutern und Muscheln eine Mahlzeit zu halten, und

brachten, unserer großen Erschöpfung halber, noch zwey Tage am Ufer zu.

Nur erst am dritten Morgen ward beschlossen, sich in zwey getheilten Haufen nach dem Innern des Landes auf den Weg zu machen.

Eine halbe Stunde mochte ich etwa mit meinen Begleitern längst des Stromes fortgegangen seyn, als uns zwey Fischer entgegen kamen, wovon uns der eine im Namen des Rajah an dieser Stelle vorläufig zu bleiben bat.

Wir hörten jetzt, daß wir uns auf dem Gebiete des Rajah von Arsapour, nicht weit von der Mündung des Ganges befänden, und daß er bereits von unserm Unglück

glück benachrichtiget worden sey. Gern ließen wir uns gefallen, seinem Befehle nachzugeben, zumal da man uns Lebensmittel und die schleunigste Hülfe versprach.

Würklich erhielten wir auch schon nach einigen Stunden Reis und Fleisch im Überfluß, und wurden den folgenden Morgen jeder Haufen für sich, auf eine kleine benachbarte Insel gebracht.

Allein es zeigte sich bald, daß jene anscheinende Menschlichkeit nichts als eine Hinterlist gewesen war. Der Rajah hatte die Absicht gehabt, sich unserer zu bemächtigen und hielt uns nunmehr in der härtesten Gefangenschaft. Hätten wir nicht Gelegenheit gefunden, unsere schwarze Wache

zu bestechen, wir würden bey den elenden Nahrungsmitteln, die wir dem Rajah noch obendrein aufs theuerste bezahlen mußten, sicher verhungert seyn.

Sieben traurige Wochen hatten wir auf diese Art in unserm Gefängnisse zugebracht. Dreyzehn von unsern Gefährten waren bereits gestorben, und alle überbleibenden durch die scheußlichsten Krankheiten entstellt — Endlich entschlossen wir uns zu einem Mittel, das, so verzweifelt es auch scheinen mochte, gleichwohl noch das einzige zu unserer Rettung war. Es kam nemlich darauf an, den englischen Residenten zu Ballasore mit unserm Schicksale bekannt zu machen und der schleunigsten Hülfe gewärtig zu seyn.

Allein wie war das anzufangen? — es mußte durch zwey von unsern mohrischen Wächtern geschehen. Es gelang uns sie durch das Versprechen einer großen Belohnung dazu zu bewegen, und so machten sie sich trotz aller Gefahren mit unserm kleinen blos mit Bleystift geschriebenen Briefe nach Ballasore auf den Weg.

5.

Sie reisen ab, überwinden tausend Schwierigkeiten und kommen endlich in Katteck, der Residenz eines Marattischen Rajahs an. Sie werden aufgefangen, vor ihn geführt, nach der Ursache ihrer heimlichen Reise befragt und entdecken das ganze Geheimniß. Der Rajah beschließt uns Män-

ner zu Soldaten, unsere Damen in seinem Harem zu brauchen, und fordert von dem Rajah von Arsapour, dessen Sohn sich als Geißel bey ihm befindet, sogleich unsere Auslieferung.

Alles das erfuhren wir in einem Augenblick, und wurden schon den andern Morgen, trotz unsers Elendes, unter der gehörigen Begleitung nach Katteck geschickt.

Wir kamen an, unsere Reise war eine der schrecklichsten gewesen, die man sich denken kann. Eine von unsern Damen war gestorben, jeder von uns sah wie ein Gerippe aus. So kamen wir an, der Rajah war unterdessen nach den Pagoden abgereist. Der Minister hatte keinen Befehl er-

halten, und überließ uns unserm Elend mit der äußersten Hartherzigkeit.

Unterdessen hörten wir, daß eine englische Faktorie hier sey. Wir eilen hin, es waren nichts als arme Seapoys da; dennoch nahmen sie uns mit vielem Mitleid auf. Sie hatten Credit, sie verschaften uns Reis, Fleisch u. s. w. und so brachten wir drey Wochen der schrecklichsten Ungewißheit wenigstens nicht im Mangel zu.

Doch während wir uns beynahe der Verzweiflung überließen, brach unvermuthet der Tag unserer Erlösung an. Unsere beyden Mohren hatten Mittel gefunden zu entwischen, und hatten ihren Weg nach Ballasore und von da nach Calcutta fortgesetzt.

Ehe wir's uns versahen, traf eine Depesche vom General Coote ein; der Rajah mußte uns freygeben, und so kamen wir in sechs Tagen bey unsern Landsleuten zu Ballasore an.

Hier fand ich einige Engländer, die mir den Vorschlag thaten mit nach Calcutta zu gehen. Ich willige ein, ich habe kaum die Zeit ein Glas Wein zu trinken, so begeben wir uns schon an Bord. Ich kam glücklich in Calcutta an, fand bey einem edlen Manne, Mr. White, die nöthige Unterstützung, und gieng endlich den zweyten Februar 1762. auf dem Holderneß nach Europa ab.

V.

Stanislaus Leszczynsky.

Das unglückliche Königreich Polen war in zwey Partheyen, in die russische und in die französische, getheilt. Jene hatte sich für den Churfürsten von Sachsen August III. diese für den bereits erwählten König Stanislaus Leszczynsky erklärt. Plötzlich rückte eine russische Armee ins Land. Stanislaus mußte sich nach Danzig flüchten, und die Feinde schlossen die Stadt von allen Seiten ein.

Es war zu Ende des Junius 1734. Schon hatten sich die Russen der wichtigsten

Außenwerke bemächtigt und die Belagerten auf das Äußerste gebracht. Die schnellste Capitulation war das Einzige, was dem Magistate übrig blieb. Aber was sollte aus dem Könige werden? Auf welche Art sollte er den Feinden entkommen? — Das mag der Gegenstand seiner eigenen Erzählung seyn.

1.

So war denn die gute Stadt Danzig auf das Äußerste gebracht. Die Feinde verlangten meine Auslieferung und hatten überdem einen Preis auf meinen Kopf gesetzt. Auf welche Weise sollte ich ihnen entkommen? Wie sollte ich ihre Wachsamkeit täuschen, ihre zahlreichen Posten vermeiden

können? — Wenn ich es überlegte, schien es mir selbst nur durch ein Wunder möglich zu seyn. Indessen es mußte gewagt werden, und so nahm ich endlich den Vorschlag des französischen Gesandten Marquis de Monti an.

Es war Sonntags den 27. Junius, als ich mich gegen Abend, wo das Bombardement in der That immer heftiger wurde, unter dem Vorwande in meinem Hause nicht mehr sicher zu seyn, fast ohne alle Begleitung zu dem Marquis begab. Hier fand ich alles in Bereitschaft, was zu meiner Verkleidung nöthig war, so daß ich in weniger als einer Viertelstunde wie ein vollkommner polnischer Bauer aussah.

Nur die Stiefeln, die unseligen Stiefeln, waren durch den unglücklichsten Zufall von der Welt zu eng für mich. Gleichwohl hatte ich keine Zeit zu verlieren; es gieng auf zehne, ich mußte die kurze Nacht benutzen, da es höchstens bis zwey Uhr etwas dunkel war; *) wir befanden uns in der peinlichsten Verlegenheit.

Nach vielem Hin und Hersuchen wurden endlich noch ein paar alte abgetragene Bedienten-Stiefeln gefunden; ich probirte sie an, sie paßten mir vortreflich, und so nahm ich denn von dem Marquis den zärtlichsten Abschied.

---

*) Wie es in dieser Breite zu seyn pflegt.

Kaum war ich indessen einige Treppen-stufen herunter, als ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, ihn noch einmal zu sehen. Ich kehrte demnach um und fand ihn im Gebete vor seinem Cruzifix. Schon glaubte er, daß ich noch etwas vergessen hätte, aber ich umarmte ihn, bat ihn sich zu beruhigen, und trennte mich nun auf ewig von ihm.

Wenig Schritte und ich kam durch zwey zusammenstoßende Gärten bey dem ebenfalls als Bauer verkleideten General Steinpflicht an. Unverzüglich begaben wir uns nunmehr auf den Wall, fanden den Platzmajor der Abrede gemäß schon auf uns warten, ließen uns mit ihm zusammen herun-

ter, und fanden Kähne und Führer in völliger Bereitschaft.

Ohne Schwierigkeit ruderten wir nunmehr auf dem Graben fort, bis wir in die Nähe eines kleinen Außenpostens kamen, wo sich der Major, um unsere Passage zu erleichtern, an das Land setzen ließ.

Ruhig hatten wir indessen die Kähne ans Land gebracht, als ich plötzlich einen heftigen Wortwechsel vernahm. Ich springe aus dem Kahne, ich eile hinzu, und sehe, wie der Unteroffizier, der diesen Posten commandirte, auf den Platzmajor loszudrücken willens ist.

Außer sich, hatte ihm dieser gerade das Geheimniß entdeckt, als ich näher kam.

Der Unteroffizier betrachtete mich nun mit vieler Aufmerksamkeit, erkannte mich, machte mir eine tiefe Verbeugung und befohl der Schildwache uns passiren zu lassen. Der Major fuhr darauf in dem andern Kahne zurück, und wir ruderten nun herzhaft über die überschwemmten Felder fort.

Dem Plan des Marquis gemäß, sollte ich noch vor Anbruch des Tages an die Weichsel kommen, mich übersetzen lassen, und so vor allen streifenden Partheyen in Sicherheit seyn.

2.

Allein kaum waren wir eine Viertelmeile fortgerudert, als meine Führer plötzlich bey

einer alten Hütte still hielten, die mitten in den überschwemmten Feldern lag. Erschrocken frage ich sie nach der Ursache, und höre zu meinem Entsetzen, daß unsre Reise erst den folgenden Abend weiter gehen soll. Ich bitte, ich flehe, ich biete alles auf, sie davon abzubringen. Vergebens! Ihr Entschluß war gefaßt. Sie bestanden darauf, es sey zu spät noch vor Anbruch des Tages an die Weichsel zu kommen.

Was konnte ich anfangen? Mein Schicksal war in ihren Händen. Ruhig verließ ich also den Kahn, und schlüpfte in die armseelige Hütte, wo ich nichts als einige elende Bänke fand. — „Wie es auch kommen!" — „Was es auch für ein

En-

Ende nehmen möge!" — sagte ich zu mir selbst — „Ich bin in Gottes Hand!"

Unterdessen hatte ich Zeit genug, meine drey Leute näher kennen zu lernen. Der erste, der sogenannte Anführer, war ein unwissender, impertinenter Windbeutel, der sich ein ungeheures Ansehen gab. Er wollte die kleinsten Wege und Stege kennen, und der geringste Widerspruch brachte ihn außer sich. Die beyden andern waren ein wenig bescheidner und schienen mit der Gegend etwas bekannter zu seyn; allein ihre viehische Unmäßigkeit hatte sie im ersten Augenblick um mein ganzes Vertrauen gebracht.

Das waren denn die drey Menschen, in deren Händen sich jetzt mein Schicksal be-

fand. Hätte der gute Marquis die Wahl gehabt, er würde sie nie dazu genommen haben — aber in solchen Fällen kommt alles auf das strengste Geheimniß an, und der erste, den man zum Gehülfen wählt, muß dann immer der beste seyn.

Noch hatten meine drey Leute einen vierten mitgebracht, der mir erst jetzt in die Augen fiel. Es war ein bankerottirter Kaufmann, der sich flüchten mußte, und dem diese Gelegenheit also sehr gut zu statten kam! — „Welche Gesellschaft!" — sagte ich zu mir selbst — „Er darf dich nur den Russen überliefern, und sein Glück ist auf immer gemacht!" — Von nun an konnte ich ihn nur mit Schaudern ansehn.

So vergieng die Nacht. Montags früh den acht und zwanzigsten trat ich einen Augenblick aus der Hütte, und warf meine Augen auf die treue unglückliche Stadt, die mit ihren eingestürzten, rauchenden Thürmen gerade vor mir lag. Wie viel wehmüthige Gedanken giengen nicht in diesem Augenblicke durch mein Herz. Wie viel Erinnerungen! Wie viel schreckliche Aussichten! Meine Thränen flossen, ich streckte meine Hände gen Himmel und flehte den Beystand des Höchsten an.

In diesem Augenblicke höre ich einen Signalschuß und sogleich fängt in allen feindlichen Batterien ein allgemeines Freudenfeuer an. Plötzlich überfällt mich der

Gedanke an eine Verrätherey, ich sinke in Ohnmacht, und werde nur mit Mühe wieder zu mir gebracht.

Bald darauf sahen wir einen Kahn mit einem einzigen Menschen ankommen, der an den General Steinpflicht zwey geräucherte Zungen, und ein kleines Billet abgab — „Man wünschte dem General glückliche Reise“ — Der Schreiber hatte sich nicht genannt.

Außer uns vor Entsetzen wollten wir den Überbringer mit Gewalt zurückhalten, aber er sprang hastig in seinen Kahn und ruderte eilends zurück. — Gott im Himmel! Wenn wir verrathen waren! — Welche traurige Vorbedeutungen! — In dieser quaalvollen

Stimmung brachten wir nun den ganzen Tag bis Abends um zehn Uhr in der Hütte zu.

3.

Jetzt erst fieng es an ein wenig dunkel zu werden, und so machten wir uns denn von Neuem auf den Weg. Aber leider war alles mit Rohr und Schilf bedeckt, so daß der Kahn nur mit äußerster Mühe fortzubringen war. Das Geräusch, das dadurch veranlaßt, die Spur, die davon zurückgelassen wurde, alles ließ uns eine Entdeckung fürchten. Dazu kamen eine Menge seichter Stellen, bey denen wir aussteigen und oft bis an die Knie im Schlamme waten mußten, um den Kahn weiter zu ziehen.

So war es Mitternacht geworden, als wir an dem Damme eines Flusses ankamen, den ich für die Weichsel hielt. Meine Führer berathschlagten was zu thun wäre, und faßten endlich einen Entschluß, der weder dem General noch mir gefiel. Letzterer sollte nämlich mit dem Kaufmann und dem Anführer auf dem Damme zu Fuße fortgehen, während ich mit den zwey andern längst desselben im Kahne fortfuhr.

Eine ziemliche Strecke waren wir fortgerudert, als wir uns auf einmal wieder mitten in den überschwemmten Feldern befanden. Es fieng an Tag zu werden, wir hatten den Damm aus dem Gesichte verloren, und sahen uns nunmehr in der schreck-

lichsten Verlegenheit. Wo war die Möglichkeit sich zu verbergen, da in den benachbarten Hütten alles voll Russen lag? Indessen erinnerten sich meine beyden Führer, daß sie in der Nähe einen Bekannten hätten, und so ward dann beschlossen in seine Hütte zu gehn.

„Habt ihr Russen bey Euch?" — fragten sie den Bauer, der in die Thür trat. — „Jetzt nicht!" — war die Antwort — „Aber es kommen ihrer des Tages genug hierher!" — Meine Führer sahen mich an; es war die einzige Zuflucht, die mir übrig blieb; ich beschloß also muthig in die Hütte zu gehen. Damit mich indessen der Bauer nicht erkennen möchte, führten sie

mich sogleich auf den Boden, breiteten etwas Stroh für mich aus, und verließen mich mit dem Versprechen auf Untersuchung auszugehn.

4.

Eine kleine halbe Stunde mochte ich geschlummert haben, als ich erwachte, und zu meinem Entsetzen einen russischen Offizier und zwey Cosaken, in der Nähe der Hütte, auf einer Wiese sah. Der Offizier schien etwas zu erwarten, er gieng ungeduldig auf und ab, er sah sich häufig nach den Pferden um und kam unaufhörlich wieder zu ihnen zurück — Was war gewisser — Ich mußte verrathen seyn?

Einige Minuten hatte ich diesen Leuten zugesehen, plötzlich kamen noch drey andre Cosaken mit verhängtem Zügel auf meine Hütte zugesprengt. Außer mir springe ich vom Fenster zurück, höre sie in die Unterstube gehen und in dem Augenblicke jemanden die Treppe herauf kommen.

Es war meine Wirthin; sie kam, um mich im Namen meiner Führer zu bitten, äußerst ruhig zu seyn. — Der Rath war überflüssig — Kaum wagte ich Athem zu schöpfen und hatte mich über und über mit Stroh bedeckt.

Zwey schreckliche Stunden hatte ich so zugebracht; jedes Wort, jede schauderhafte Erzählung dieser Barbaren gehört, als sie

endlich das Haus verließen, und meine Wirthin zum zweytenmale herauf kam.

„Sie sind fort!“— sagte sie— „Aber warum geht Ihr ihnen denn so sehr aus dem Wege? — Warum wollt Ihr denn nicht herunter kommen, und mit den andern trinken? — Wer seyd Ihr, wo kommt Ihr her? — Ihr seht mir nicht nach Euern Kleidern aus! — Sagt mir's! Ihr dauert mich, ich will Euch gewiß nicht verrathen!“

Sie sprach so treuherzig, so theilnehmend, beynahe hätte ich ihr mein Geheimniß entdeckt. Indessen hielt ich es zurück und ließ mich bloß auf ihre Vermuthungen

ein. Ich war alles, wozu sie mich machen wollte, zumal da sie glücklicherweise mein Gesicht nicht zu sehen bekam.

Allein wie sehr hatte ich mich nicht in diesem Weibe geirrt! — „Ey! Ey!“ — fuhr sie fort — „Wenn dem so ist, so bitte ich Euch um Gottes willen, macht, daß Ihr aus meinem Hause kommt! Wenn sie Euch hier fänden, sie steckten mir's über dem Kopfe an“ u. s. w. — Sie war im Begriff mich herauszutreiben, wäre es mir nicht gelungen, sie zu beruhigen. Indessen kostete es mir Mühe genug, ehe sie sich überzeugen ließ.

So vergieng der Tag; vergebens würde ich meinen Zustand zu beschreiben suchen. Was

kann schrecklicher seyn, als diese gezwungene Unthätigkeit, wenn man alles wagen, alles unternehmen möchte? Zum Glück hatte ich indessen wenigstens hundert Dukaten bey mir. Wie sehr mußte ich nun dem General Steinpflicht Recht geben. Ich hatte ihm die ganze Summe anvertrauen wollen, er verweigerte es. Was hätte aus mir werden sollen, wenn ich nun völlig ohne Geld gewesen wäre!

Indessen nahm meine Unruhe wegen des Generals mit jeder Stunde zu, ich entschloß mich daher gegen Abend hinunter zu gehn. Hier erfuhr ich, daß er uns an der Weichsel erwarte, und daß alles zu meiner Überfahrt in Bereitschaft sey. Mit neuen Hoff-

nungen belebt bat ich nun meine Führer unsere Abfahrt zu beschleunigen, und überließ mich ihnen sogar mit größerer Sicherheit. Sie hatten mein Geheimniß mitten in der Trunkenheit bewahrt; ihre Verschwiegenheit schien hinlänglich erprobt zu seyn.

5.

Kaum war es demnach völlig dunkel geworden, so stiegen wir wieder in unsern Kahn, und ruderten etwa noch eine Viertelmeile bis zur äußersten Gränze der überschwemmten Felder fort. Nachdem wir hierauf einen schrecklichen Morast durchwatet hatten, kamen wir endlich zu meiner großen Freude glücklich an dem ersehnten Weichseldamme an.

Eilends verließ uns nun der eine Führer, um nach dem Boote zu sehen, das seinen ersten Nachrichten zu Folge für mich in Bereitschaft seyn sollte. Er geht, und kommt nach einer halben Stunde mit der traurigen Nachricht zurück, daß es verschwunden, und wahrscheinlich von den Cosaken fortgeführt worden ist.

Was war zu thun? Wir sahn uns gezwungen durch die Moräste weiter zu gehn. Endlich langen wir bey einem einsamen Hause an, der Wirth öffnet die Thür, faßt mich ins Auge und erkennt mich.

„Was seh' ich?" — rief er — „Was seh' ich?" — „Nun was siehst Du?" — antwortete mein Führer — „Einen von

unsern Camaraden?" — „Nein!" — fuhr er fort — „Ich irre mich nicht! — Es ist der König Stanislaus."

Unterdessen hatte ich mich von meinem ersten Schrecken erholt. — „Ja, mein Freund!" — sagte ich demnach mit Festigkeit — „Ja ich bin es — Aber ich sehe es Euch an! Ihr seyd zu ehrlich, um mich verrathen zu können."

Diese Offenheit hatte die glücklichste Folge für mich. Es war ein fester, verständiger, etwas barscher aber redlicher und entschlossener Mann. Ich hatte ihn richtig beurtheilt, er würde bey dem mindesten Zeichen von Mistrauen mein gefährlichster Feind geworden seyn.

Wenig Worte reichten hin, ihm über meine Lage Auskunft zu geben. Sein Ehrgeiz, seine Biederkeit, sein Mitleid, alles vereinigte sich, ihn zu bestimmen. Er versprach mir demnach mich auf jeden Fall über die Weichsel zu bringen, und verließ uns, um sogleich die nöthigsten Anstalten dazu zu machen.

Der Tag brach an, es war Mittewochs den 30. Junius. Traurig trat ich an das Fenster, und blickte auf die öde verwüstete Gegend hinaus, als ich plötzlich den ersten von meinen Führern, den sogenannten Anführer, der mich vor zwey Tagen mit dem General und dem Kaufmann verlassen hatte, eilends auf unser Haus zukommen sah.

Ich

Ich eile ihm entgegen, meine erste Frage ist nach meinem Freunde. Welche schreckliche Nachricht für mein Herz! Sie waren einem Haufen Cosaken begegnet, jeder hatte sich zuerst zu retten gesucht. Tausendmal verwünschte ich die Feigheit dieses Führers, ihn nicht aufgesucht zu haben. — Ach ich vermochte mich kaum zu fassen, wenn ich dachte, daß der General in die Hände der Russen gefallen war.

Den ganzen Tag hatte ich mich mit diesen traurigen Gedanken beschäftigt, als endlich mein ehrlicher Wirth gegen fünf Uhr Abends wieder zurückkam. Er hatte zwar ein Boot gefunden, rieth mich aber durchaus von der Überfahrt ab. Alles sey voller

herumschwärmender Kosaken, die Befehl hätten mich aufzufangen, und daher alle Reisende aufs strengste visitirten, ja bey der geringsten Ähnlichkeit mit meiner Person in Verwahrung brächten u. s. w.

So schrecklich diese Nachricht auch immer seyn mochte, mein Entschluß war gefaßt. Lieber alles gewagt, als diese ertödtende Unthätigkeit. Um indessen doch etwas Vorsicht zu brauchen, ward die Sache für jetzt verschoben und die Berathschlagung bis morgen ausgesetzt.

Der Augenblick der Entscheidung war gekommen, und meine Führer zeigten anfangs nichts als Muthlosigkeit. Die glänzendsten Belohnungen hatten ihren Reiz

verloren, sie sahen nichts als den Galgen vor sich. Allein so wie die Brandweinsflasche, die auf dem Tische präsidirte, etwas leerer zu werden anfieng, nahm auch die Herzhaftigkeit meiner Leute zu; und ehe ich michs versahe, schien die ganze russische Armee eine Kleinigkeit für sie zu seyn.

So war sechs Uhr herangekommen, als mein braver Wirth, der alle diese drey Windbeutel an Klugheit und Entschlossenheit übertraf, wieder in die Stube trat. Er brachte mir die Nachricht, daß das Commando Cosaken verschwunden, die Überfahrt möglich, und das Boot eine Meile von hier in Bereitschaft sey. Voll Freude und Ungeduld erwartete ich nun die Dämmerung,

um mich endlich am Ziele meiner Wünsche zu sehen.

6.

So traten wir denn endlich gegen zehn Uhr unsre gefährliche Reise an. Ich und mein Wirh, wir waren beritten; die drey Führer folgten zu Fuße nach.

Der Weg war grundlos, mein armes Pferd stürzte einmal über das andere; dennoch ritten wir so schnell als möglich fort. Aber o Gott! mit welchen Gefühlen, mit welcher Beängstigung! Rings herum konnte man die russischen Wachtfeuer sehen, die kleinste Patrouille, und wir waren verloren.

Eine halbe Meile hatten wir indessen glücklich zurückgelegt; plötzlich kam mein

Wirth, der immer ein paar hundert Schritte voraus geritten war, zurückgesprengt. Welche Nachricht! Die ganze Gegend wimmelte von Cosaken, denen er selbst nur mit genauer Noth noch entkommen war.

Kaum hatten das meine Begleiter gehört, sogleich machten sie Anstalt davon zu laufen. — „Wie?“ — sagte ich — „Wollen wir schon beym Anscheine der Gefahr den Muth verlieren? — Laßt es uns wenigstens probiren! Wir sind Bauern, die ihre Pferde suchen — Wenn dieser brave Mann — indem ich auf meinen Wirth zeigte — auf diese Art glücklich durchgekommen ist; warum sollte es uns nicht auch ge-

lingen?" — Aber vergebens, ich hatte nur mit feigen niedrigen Seelen zu thun.

Während ich sie nun durch Bitten und Drohungen, wenigstens von der Flucht zurückzuhalten suchte, machte sich mein braver entschlossener Wirth noch einmal auf den Weg. — „Ich will noch einmal recognosciren!" — sagte er — „Vielleicht können wir an einer andern Stelle glücklich seyn!"

Gesagt! gethan! — Keine Viertelstunde, so kam er mit der freudigen Nachricht zurück, daß alle Gefahr vorüber sey. Lachend hielt ich nun meinen drey Führern ihre Feigheit vor, und ritt mit meinem ehrlichen Wirthe, trotz des entsetzlichen Weges, so rasch als möglich fort.

Eine gute halbe Meile hatten wir so zurückgelegt, als wir auf eine Heerstraße einbiegen mußten, wo uns ein russischer Wagen mit drey Menschen entgegen kam. Eilends versteckten wir uns hinter eine Hecke, ließen den Wagen vorbey, stiegen dann ab, und giengen noch eine halbe Stunde zu Fuße fort.

„Hier!" — sagte endlich mein Wirth, bat mich einige Minuten hinter dem Gebüsche zu warten, stieg ans Ufer hinunter, und führte augenblicklich das Boot herbey. Trunken von Freude stieg ich hinein, und langte in weniger denn einer Viertelstunde am andern Ufer an.

Ehe wir noch ausstiegen, zog ich nun mei-

nen braven Erretter auf die Seite, griff in die Tasche, und drückte ihm, so viel ich fassen konnte, vielleicht über die Hälfte meiner Dukaten in die Hand. Aber wie sehr erstaunte ich, als er sie edelmüthig zurückwies. — „Nein! Nein!" — sagte er — „Darum habe ich es nicht gethan" —

Durch vieles Bitten vermochte ich ihn endlich zwey Dukaten anzunehmen — „Als ein einziges Andenken!" — wie er sagte — Wirklich that er das auch mit einer Empfindung und mit einer Feyerlichkeit, die mir unvergeßlich geblieben sind. Er ruderte darauf zurück, und ich setzte nun mit meinen drey Führern meine Reise zu Fuße fort.

7.

Der Tag brach an, als wir ein Dorf erreichten, das etwa eine Meile vom Ufer lag. Ich trete ins Wirthshaus, und höre zu meinem Entsetzen, daß auch an dieser Seite feindliche Posten sind. Vergebens drang ich in meine Leute, des schnellen Fortkommens wegen, sogleich Pferde zu nehmen, sie glaubten sich nunmehr außer aller Gefahr. Ohne auf mich zu hören, warfen sie sich in ein Bette, und überließen mir die Sorge für unsere Sicherheit. Nur mit Mühe gelang es mir endlich den einen aufzuwecken, um wegen der Pferde ins Dorf zu gehen.

Über zwey Stunden hatte ich bereits auf

ihn gewartet, endlich kam er völlig betrunken zurück. Indessen hatte er einen Krämer mitgebracht, der mir seinen Güterwagen gegen Ersatz des ganzen Werthes anbot. Ich war zu eilig um lange handeln zu können, und bewilligte ihm seine Forderung von fünf und zwanzig Dukaten ohne Schwierigkeit.

Aber es konnte nicht fehlen, diese Hastigkeit, diese blanken Dukaten, mußten Aufmerksamkeit erregen. Ehe ich michs daher versahe, versammelte sich eine Menge Bauern um uns her. Ich werde verlegen, ich stecke meine Dukaten wieder ein, plötzlich fährt mein betrunkener Führer auf mich zu.

Er fängt an von seiner Treue, seinem Muthe, seinen Gefahren zu sprechen, er will wissen, was er dafür bekomme, und wenn er endlich diese Belohnung erhalten soll. Mit einem Worte, wenig fehlte, so hatte er mein ganzes Geheimniß entdeckt.

Man erräth, wie mir bey dieser Scene zu Muthe seyn mußte, schwerlich konnte die Gefahr im feindlichen Lager größer seyn. Zwar vermochte der Trunkenbold kaum zusammenhängend zu sprechen, aber er hatte einen Haufen roher leicht zu rührender Leute vor sich. Schon waren sie im Begriff gegen ihn loszubrechen, als zum größten Glück mein Anführer das Wort zu nehmen beschloß.

„Was willst Du, Halunke?“ — hub er mit seinem gewöhnlichen gebieterischen Tone an — „Und worüber beklagst Du Dich? Ist es uns etwa besser gegangen, und muß nicht jeder sehen, wie er zurecht kommen kann“? — „Er ist besoffen!“ — fuhr er zu den übrigen fort — „Und da hat er's mit lauter Königen und Kaisern zu thun! Wer weiß, wofür er mich noch selber ansehen wird!“

Kaum hatte er geendigt, so brach der ganze Haufe in ein lautes Gelächter aus. Alle waren nun wider den Trunkenbold, und alle trieben ihren Spott mit ihm. Wie gern hätte ich ihn hier zurückgelassen, allein es schien zu gefährlich zu seyn.

Ich ließ ihn demnach auf den Wagen packen, schickte den zweyten mit einem Billet in Chiffern an den Marquis zurück, befahl dem ersten den Fuhrmann zu machen, und setzte so meine Reise mit etwas leichterm Herzen, wiewohl ohne Boußole und Karte nach der Nogat fort.

8.

Es war Abends um zehn Uhr, wir hatten eine Menge Dörfer, die voll feindlicher Truppen lagen, ohne Hinderniß passirt, und kamen jetzt bey einer einsamen Schenke, hart an dem Ufer eines Stromes an — „Gott sey gelobt!" — riefen meine Leute," — so haben wir denn endlich die Nogat erreicht. — Es kam mir etwas zweifelhaft vor, den-

noch stieg ich von dem Wagen, um ans Ufer zu gehen.

In diesem Augenblicke kam ein Bauer zur Schenke heraus — „Ist das die Nogat?“ — fragte ich ihn — „Die Nogat!“ — war die Antwort — „Ich dachte gar! — Die Weichsel wollt ihr sagen — Die Nogat ist anderthalb Meilen von hier!“ — Wie glücklich! — Wäre ich wieder neben der Weichsel gegangen, es würde um mich geschehen gewesen seyn.

Indessen wollte man uns im Wirthshause keine tröstliche Nachrichten wegen des überganges über die Nogat geben. Die Russen sollten nemlich alle Boote in Beschlag genommen und nach Marienburg gebracht

haben. Man muß sich meine Unruhe denken, ich habe keine Worte dafür.

Der Tag brach an, meine Leute waren fest entschlossen nach Marienburg zu gehen; die dortige Brücke schien nur der einzige Weg für uns zu seyn. Vergebens suchte ich sie von diesem tollen Unternehmen abzubringen; sie bestanden mit der äußersten Hartnäckigkeit darauf. Was sollte ich thun. Ich versprach ihnen endlich nachzugeben — „Aber vor allen Dingen laßt uns bis ans Ufer der Nogat gehen“ — sagte ich — „Ist keine Möglichkeit vorhanden, nun so folge ich Euch nach Marienburg!“

Gesagt gethan, wir setzten unsere Reise bis an die Nogat fort. Die Wege waren

entsetzlich, die Straße gieng zum Theil durch lauter Gehölze, endlich kamen wir gegen Mittag in einem Dorfe an. Mit Mühe vermochte ich nun den Trunkenbold auf Erkundigungen auszugehen. — Einige Minuten, und er kommt mit der Nachricht zurück, alle diese Leute verstünden ihn nicht.

„Nun so werde ich den Dollmetscher machen!“ — sagte ich, und wollte vom Wagen steigen, als mich der Anführer mit Gewalt zurückhielt. — „Um Gotteswillen nicht! — Wie leicht könnte Euch Eure Sprache verrathen.“ — Vergebens! — Ich reiße mich los, ich springe hinunter — plötzlich vertreten sie mir den Weg — „Und wenn wir auf der Stelle sterben sollten, wir lassen

Euch

Euch nicht!" — Wüthend stieß ich sie zurück; sie drohten mich zu verlassen — „Gut!" — erwiederte ich — „Glückliche Reise!" — und gieng eilends auf das Wirthshaus zu.

9.

Ich öffnete die Thür, die Wirthin fragte nach meinem Begehren. Ich sagte ihr so einschmeichelnd, als es mein angeblicher Stand erlaubte, daß ich über die Nogat wollte, um Schlachtvieh einzukaufen, ob sie mir nicht die beste Überfahrt zeigen könnte —

„Schlachtvieh!" — gab sie zur Ant-

wort — „O da kommt Ihr ja recht wie gerufen! — Ich kann Euch verkaufen, wieviel Ihr haben wollt — und so braucht Ihr gar nicht hinüber zu gehen. Wir beyde wollen schon mit einander einig werden!“

So sehr ich den Einfall verwünschte, schien ich dennoch äußerst vergnügt darüber zu seyn. — „Es ist nur Schade!“ — sagte ich — „daß ich drüben erst Geld holen muß — Nachher aber könnten wir wohl einen Handel zusammen machen!“

„Aber mein Jesus!“ — fiel sie ein — „Wie wollt Ihr denn hinüber kommen —

Es ist ja kein einziges Boot zum Übersetzen da. —

„Und doch!“ — erwiederte ich äußerst vertraulich — „Wenn Ihr nur wollt! — Was wette ich — Ihr habt doch noch beständig am andern Ufer zu thun! Es müßte schlimm aussehen, wenn Ihr nicht Rath zu schaffen wüßtet! — Thut mir den Gefallen! — Ich mag niemandem als Euch meinen Dank dafür schuldig seyn!“

„Ich sehe schon!“ — gab sie zur Antwort — „Ihr seyd ein guter Mann! — Nun wartet! Ich will Euch meinen Sohn mitgeben, der soll Euch eine halbe Stunde von hier ans Ufer bringen. An der andern Seite wohnt ein bekannter Fischer von uns, der

einen kleinen Kahn im Hause hat. Mein Sohn wird ihm ein Zeichen geben, und so wird er Euch abholen!"

So sprach das gute Weib, und ehe eine Viertelstunde vergieng, machte ich mich schon mit ihrem Sohne auf den Weg. Meine zwey saubern Gesellen schienen erstaunt zu seyn, ich befahl aber dem Anführer fortzufahren, ohne weiter ein Wort zu sagen. Eine kleine Stunde nachher kamen wir glücklich an dem Ufer der Nogat an.

Der junge Mensch gab das Zeichen und sogleich kam der Fischer aus seiner Hütte heraus. Der Kahn ward ins Wasser gebracht,

und ehe eine Viertelstunde vergieng, war er bey uns. Ich befahl nun dem Trunkenbold bey der Bagage zu bleiben, versprach ihm aber seinen Camaraden noch heute zurück zu schicken, und stieg endlich mit einem gemischten Gefühle von Wehmuth, Freude und Dankbarkeit in den kleinen Kahn hinein.

Wir rudern hinüber, wir treten ans Land — „Gelobt sey der Allmächtige! Ich war in Sicherheit!" — Ruhig kaufte ich mir nun im nächsten Dorfe einen neuen Bauerwagen, schickte meinen Führer mit einem chiffrirten Billette an den Marquis fort, und langte endlich ohne weitere Aben-

theuer glücklich in der Stadt Marienwerder an.

Bekanntlich nahm das Schicksal des edeln unglücklichen Königes, bald darauf eine günstigere Wendung. Er bekam Lothringen, und hat nachher noch mehrere Jahre in Lüneville residirt.

VI.

Capitain Aubin.

1.

Ich war von Barbados nach Surinam bestimmt, und schon einen Tag in See gewesen, als ich auf einmal widrigen Wind bekam. Ich fieng wie gewöhnlich an zu laviren, ohne im mindesten deswegen besorgt zu seyn.

Allein gegen Mitternacht, als der Mond aufgieng, schien der Wind auf einmal stärker zu werden, und sprang ehe ich mich's versahe, gerade wieder nach Osten

herum. *) Ich rufe den Matrosen zu, die Segel zu richten, plötzlich schlägt eine Welle über das Vordertheil, das Schiff taucht unter, das ganze Verdeck wird überschwemmt, die Hälfte meiner Leute ertrinkt, das Schiff schlägt um **) und ich halte mich nur mit Mühe an der mittelsten Wand des Steuerbords fest.

Wie sollte ich mich retten? Beynahe sah ich keine Möglichkeit dazu. Die Cha-

---

*) So bekam also das Schiff wieder Bakstagswind, d. h. vollen Wind.

**) Die Ladung bestand in Pferden, die über einander fielen, wodurch das Schiff freylich am ersten das Gleichgewicht verlor.

luppe war umgekehrt; die Wellen schlugen immer darüber hin. Schon war ich im Begriff meinen Rock abzuwerfen, und mich nach einem leeren Fasse umzusehn, plötzlich erblickte ich meinen Lieutenant, der sich ins Wasser stürzt und auf die Chaluppe stößt. Er ruft mir zu; zwey andere Matrosen vereinigen sich mit uns, wir machen die Chaluppe los, wir wenden sie um, befestigen sie an den Mast, und springen endlich glücklich hinein.

Aber das Schlagen der Wellen, das Schlingen des Schiffes — man wird gestehen, daß es mit Lebensgefahr geschah. Endlich kappten wir das Tau und verloren

das Schiff, das nur noch mit dem Hinter-theile aus dem Wasser hervorragte, in we-nig Minuten aus dem Gesichte.

2.

Der Tag brach an, es war der fünfte August 1756. wir trieben vor dem Winde und wurden mehrere unserer Effekten ge-wahr. So erblickte ich z. B. meine Kiste, worin außer Kleidern und Wäsche noch eine Menge Erfrischungen waren, und hatte auch wirklich das Glück, sie zu erhaschen. Da wir sie aber ihrer Schwere wegen nicht an Bord zu nehmen wagten und im Wasser nicht zu öffnen vermochten, mußte ich sie wieder fahren lassen. Eben so gieng es

uns mit den übrigen, so daß der ganze Fang in dreyzehn Zwiebeln bestand.

Ohne Wasser, ohne Lebensmittel, ohne Segel, ohne Ruder u. s. w. wogten wir nunmehr auf dem traurigen Meere fort. Endlich beschlossen wir die Fütterung der Chaluppe los zu brechen und machten eine Art von Mast und einige Ruder daraus. Wir hatten nichts als ein Messer dazu, aber Noth pflegt Wunder zu thun. Statt des Segels wurden ein paar lange Matrosenhosen von einander getrennt. — Es war das elendeste Fahrzeug, das man sich denken kann; zumal da es bald darauf eine Menge Lecke bekam.

Vier Tage hatten wir so mit Hunger und Durst gekämpft, jetzt entschloß ich mich endlich meinen Hund zu schlachten, der mir gleich anfangs vom Schiffe nachgesprungen war. Ich that es mit Thränen in den Augen, aber es kam hier auf das Leben meiner Gefährten an. — O Gott! mit welcher Begierde schlürften wir dieses elende Blut hinunter! — Jedes Wort würde hier überflüssig seyn.

Gegen Mittag erblickten wir ein Segel, und ich erkannte es für den Frieden-Capitain Soothy, der denselben Tag mit uns ausgelaufen war. Wir sahen die Mannschaft auf dem Verdecke, wir gaben ihnen Zeichen, wir

schrieen aus Leibeskräften — vergebens, der Sturm trieb uns seitwärts und niemand eilte zu unserer Rettung herbey.

Kaum hatten wir das Schiff aus dem Gesichte verloren, als die Matrosen außer sich geriethen. Sie warfen die Ruder weg, sie wollten nicht einmal weiter Wasser ausschöpfen, und beantworteten alle unsere Vorstellungen mit der äußersten Hartnäckigkeit. Mehr als einmal hatte ich sie auf den Knieen gebeten, ihren verzweifelten Vorsatz aufzugeben, jetzt entschloß ich mich zu einem Mittel, das bessere Wirkung that. Ich drohte ihnen nemlich, sie vor den Kopf zu schlagen, und augenblicklich fiengen sie wieder zu rudern an.

3.

Den fünften Morgen war unser Elend aufs höchste gestiegen, als wir endlich in der folgenden Nacht einige kleine Regengüsse bekamen und die Tropfen mit dem Munde auffangen konnten. Das Wetter war übrigens mild klar, und wir ruderten immer nach Westen fort.

Am sechsten geriethen die Matrosen abermals in Verzweiflung, und tranken, ohne auf meine Bitten zu hören, wohl sechs Kannen Seewasser hinein. Die Folge davon war ein entsetzlicher Durchfall, der sie völlig kraftlos und zu aller Arbeit untüchtig machte. Der Lieutenant und ich, wir fiengen

gen jetzt an uns alle halbe Stunden den Kopf mit Seewasser zu begießen, und befanden uns etwas besser dabey.

Den siebenten Tag fielen die beyden Matrosen in eine Art von Wahnsinn, ein entsetzlicher Zustand, der mir durch die Seele gieng. Übrigens fiengen unsere Kräfte an immer mehr abzunehmen, und hätten wir nicht so schönes Wetter gehabt, wir würden verloren gewesen seyn.

Am achten Tage verstarb der eine, drey Stunden darauf der zweyte Matrose. Es war das beste, was ihnen begegnen konnte, auch sahen wir andern den Tod als eine

Erlösung an. Gegen Abend hatten wir indessen die Freude die hohe östliche Küste von der Insel Tabago zu erblicken, und steuerten nun mit neuen Hoffnungen darauf zu.

Gott! beynahe hätte ich vor Durst und Erschöpfung meinen Geist aufgegeben, hätte mich nicht der Anblick des Landes gestärkt. Nachdem wir nun die ganze Nacht zwischen Furcht und Hoffnung geschwebt hatten, wurden wir endlich von dem Strome glücklich ans Ufer getrieben.

4.

Unsere Chaluppe war geborsten, wir krochen also eilends, d. h. auf allen Vieren,

heraus, und streckten uns am Abhange des Felsens auf ein Lager von Blättern hin. Wir waren so schwach, daß ich meinem Tode mit jedem Augenblicke entgegen sah.

Unterdessen fieng es an Tag zu werden, wir kauten einige Muscheln, die uns ein wenig erquickten, und wurden bald darauf einen jungen Caraiben gewahr, der sich unserer Chaluppe zu nähern schien. Sobald er uns erblickte, rufte er seinen Vater und Bruder, nebst noch zwey andern Camaraden herbey, und alle sahen uns mit dem innigsten Mitleid an.

Es bedurfte in der That nur weniger

Zeichen, um sie mit unserer Lage bekannt zu machen. Unsere Gesichter, unsere schmerzhaften Töne, waren hinreichend dazu. Der Alte band mir ein Tuch um, der älteste Sohn setzte dem Lieutenant seinen Strohhuth auf, der zweyte holte einen Krug Wasser, ein Brod von Maniock und einige geröstete Fische herbey; die übrigen zogen die todten Matrosen aus der Chaluppe, und brachten sie an das Land.

Nachdem sie so für unsre ersten Bedürfnisse gesorgt hatten, nahmen sie Abschied, um, — wie sie uns durch Zeichen begreiflich machten — ein Canot für uns zu holen. Würklich kamen sie auch schon den Nach-

mittag mit noch sechs andern Camaraden wieder, hoben uns in das Boot und brachten uns glücklich zu ihren Wohnungen.

5.

Mir fehlen Worte, alle die Beweise von Edelmuth, die ich bey diesen für wild geachteten Menschen gefunden habe, nach Verdienst zu erzählen. Die guten Leute überließen mir ihre einzige Hangematte, pflegten unsere Wunden, schenkten uns Hemden und Hosen, die sie ehedem gegen Schildkröten eingetauscht hatten, kochten uns die kräftigsten Suppen und suchten die besten Lebensmittel für uns aus. Häufig kamen Indianer aus den andern Theilen der In-

sel, die fremden Europäer zu sehn, und brachten uns kleine Geschenke an Eyern, Früchten u. s. w. mit. Gute unverdorbene Menschen! Warum hatte ich nichts als Zeichen und unverständliche Töne, meine Dankbarkeit gegen euch auszudrücken!

Drey Wochen hatten wir auf dieser Insel zugebracht, als ein kleines französisches, nach Martinique bestimmtes Fahrzeug an dem östlichen Theile derselben vor Anker gieng. Die dortigen Indianer erzählten dem Capitain meine Geschichte, und er sprach bey seiner Ankunft zu St. Pierre gegen mehrere von meinen Bekannten davon. Es währte nicht lange, so erfuhren es mei-

ne Rheder, und schickten ein Fahrzeug für mich ab, auf dem ich denn den drey und sechzigsten Tag nach meiner Ankunft auf Tabago wieder nach Barbados abgieng.

Die Trennung von meinen bisherigen Wohlthätern kostete mich Thränen. Ich war arm, ich konnte ihnen nichts als meine Chaluppe und einige Kleinigkeiten geben, die mir mein Freund, der Capitain des kleinen Fahrzeuges überließ. So stießen wir vom Ufer, und der ganze Haufe rief mir ein lautes Lebewohl zu.

Bey meiner Ankunft in Barbados fand ich die beste Unterstützung, um nach

London zurück zu gehn. Meine Gesundheit war zu sehr zerrüttet, ich trat daher meine Stelle meinem treuen Freunde, dem Lieutenant William ab. Es ist süß für mein Herz, den edeln Einwohnern zu Barbados hiermit öffentlich zu danken; ihre Großmuth wird mir noch unvergeßlicher als mein Unglück seyn.

VII.

Madame Godin.

1.

Herr Godin des Odoñais war einer von den Gehülfen der französischen Akademiker, die im Jahre 1735. zu der bekannten Gradmessung nach Süd-Amerika geschickt wurden. Er hatte sich in Riobamba *) mit einer Demoiselle Grandmaison verheyrathet, und beschloß endlich im Jahre 1750. mit seiner Familie nach Frankreich zurück zu gehn. In dieser Absicht brach er im Mo-

*) Vierzig Lieuen südwärts von Quito.

nat März desselben Jahres von Riobamba auf, gieng den Amazonenfluß hinunter und kam im April 1750. zu Cayenne an.

Er hatte diese Reise allein gemacht, um für die bequeme Abholung seiner Familie die nöthigen Einrichtungen treffen zu können; allein da er die besondere Erlaubniß und Mitwürkung des portugiesischen Hofes dazu nöthig hatte, so vergiengen der Entfernung und anderer Umstände wegen, nicht weniger als funfzehn Jahre, ehe er damit zu Stande kam.

Erst im Jahre 1765. hatte er die Freude eine portugiesische Galiote zu erhalten, die den Amazonenfluß hinaufsegeln und seine Familie nach Cayenne bringen sollte.

Madame Godin war unterdessen immer in Riobamba geblieben, das heißt funzehnhundert Lienen *) von ihrem Manne entfernt.

Herr Godin, der sie nunmehr abholen wollte, ward in dem Augenblicke, wo er sich einzuschiffen gedachte, gefährlich krank. Er sah sich daher gezwungen, nachdem die Galiote bereits sechs Wochen auf ihn gewartet hatte, einen gewissen Agenten mit Namen Tristan d'Oreasaval an seine Gemahlin abzuschicken. Er gab ihm Empfehlungsbriefe an die spanischen Missionen längst des Flusses mit, und trug ihm auf, seine

*) dreyhundert deutsche Meilen.

Gemahlin zu begleiten. In dieser Absicht sollte der Agent bis nach Laguna, dem Hauptsitze dieser Missionen gehen, daselbst die Briefe an den Superior zur weitern Beförderung abgeben, und die Antwort der Madame Godin erwarten.

Tristan reiste den 24. Januar 1766. auf der Galiote ab. Er kam im Julius oder August in der ersten spanischen Mission Loreto an, während sich der Capitain nach Tavatinga begab, um Madame Godin zu erwarten. Tristan hätte nunmehr nach Laguna gehen sollen, um die Briefe durch den dasigen Superior nach Riobamba befördern zu lassen; allein er eilte seiner Handelsgeschäfte wegen, in die gegenüber

liegenden portugiesischen Missionen und vertraute das Packet einem Jesuiten an, der nach Quito gieng.

2.

Unterdessen hatte sich das Gerücht von der portugiesischen Galiote und jenem Briefe bis zu Madame Godin verbreitet. Sie fand Mittel den Jesuiten zu entdecken, ohne jedoch ihre Briefe wieder zu erhalten. Er wollte sie einem zweyten, dieser einem dritten anvertraut haben, und alle Nachforschungen waren vergebens.

Was sollte Madame Godin in dieser Ungewißheit anfangen? Die kostbaren Einrichtungen zu einer so langen Reise aufs Gerathewohl machen? Oder vielleicht die

einzige Gelegenheit dazu versäumen? Sie entschloß sich endlich einen treuen Neger abzuschicken, um deshalb Erkundigungen einzuziehen.

Er reist ab, macht vier Tagereisen, und muß wegen eines fehlerhaften Passes wieder nach Riobamba zurück. Ein neuer Aufenthalt, der Madame Godin zur Verzweiflung bringt. Endlich ist alles in Ordnung, der Neger macht sich zum zweytenmale auf den Weg, kommt nach Loreto, spricht mit dem untreuen Tristan, und bringt endlich Madame Godin die fröhliche Nachricht zurück.

Ohne Verzug eilt sie nunmehr ihre Einrichtung zu machen, verkauft ihre Grundstü-

stücke u. s. w. und tritt endlich den 1sten Oktober 1769. ihre Reise an. Dennoch waren seit Tristans Ankunft in Loreto (1766.) volle drey Jahr vergangen, worüber man sich in diesem Lande und bey diesem Mangel an Communicationen freylich nicht verwundern darf.

Wenig Tage vor ihrer Abreise langte ein gewisser Herr R— ein angeblicher französischer Arzt aus Quayaqvil bey ihr an. Er wollte ebenfalls nach Europa zurückkehren, hatte in jenem Hafen von der portugiesischen Galiote gehört; ersuchte Madame Godin sie begleiten zu dürfen, und erhielt endlich durch Vermittelung ihrer beyden Brüder die Erlaubniß dazu.

Die ganze Gesellschaft, aus ihr, ihren Kindern, Herrn R., einem Neger, drey Mulatten, und ein und dreyßig Indianern bestehend, brach denn also zusammen aus Riobamba auf. Der Vater von Madame Godin war schon acht Tage früher abgereist, um unterwegens zur Bequemlichkeit seiner Tochter einige Anstalten machen zu können.

Der erste Einschiffungsort war bey dem Flecken Canelos bey dem kleinen Flusse Bobonosa, der vermittelst der Pastasa mit dem Amazonenflusse in Verbindung stehet. Herr Grandmaison fand jenes Dorf völlig bevölkert, machte seine Anstalten, und setzte seine Reise unverzüglich weiter fort.

Nicht so Madame Godin. Bey ihrer

Ankunft waren im ganzen Dorfe nur zwey Einwohner zu finden, da es alle übrige wegen einer Pockenepidemie verlassen hatten. Kaum waren die Indianer der Madame Godin dieses inne geworden, als sie sämmtlich die Flucht ergriffen.

Indessen versprachen die beyden Einwohner von Canelos die übrige Gesellschaft nach Andoas zu bringen. Sie empfiengen ihr Geld, und hielten zwey Tage redlich Wort. — Aber in der dritten Nacht fanden sie Mittel zu entfliehen, und ließen Madame Godin mit ihren Begleitern in der größten Verlegenheit.

Was war zu thun? Ihr Muth, ihre Liebe überwand alle Schwierigkeiten. Sie munterte die Männer auf, und half ihnen

rudern, bis sie den andern Mittag einen schlafenden Neger fanden. Er versprach sie zu begleiten, hatte aber schon am dritten Tage das Unglück zu ertrinken. Bald darauf brach das Steuerruder, das Canot fieng an Wasser zu schöpfen, und die Gesellschaft war gezwungen ans Land zu gehen.

Indessen waren sie höchstens noch sechs Tagereisen von Andoas entfernt. Herr R. erbot sich zu Fuße dahin zu gehen, um Hülfe zu holen, nahm aber wohlbedächtig seine Sachen mit. Madame Godin ließ ihn durch ihren Neger begleiten, und beschloß das versprochne Canot geduldig zu erwarten.

3.

Aber vergebens; fünf und zwanzig Ta-

ge vergiengen, ohne daß Hülfe kam. In dieser Noth beschlossen sie endlich ein Floß zu bauen, um damit nach Andoas zu gehen. Sie brachten es ins Wasser, sie steuerten einige Minuten fort, plötzlich sahen sie es umschlagen, und konnten sich nur mit Mühe ans Ufer retten.

Ihre Lage war nun noch schrecklicher als vorher. Alle ihre Lebensmittel, alle ihre Habseligkeiten waren verloren, sie hatten keine Aussicht als hier zu sterben, oder zu Fuße nach Andoas zu gehen. Beydes war beynahe dasselbe, wenigstens für Madame Godin, dennoch faßte sie Muth, und machte sich herzhaft mit ihren Begleitern auf den Weg.

Man muß sich einen Augenblick in die

unwirthbaren Gegenden von Südamerika versetzen, man muß diese dicken Wälder, diese undurchdringlichen Wildnisse, diese menschenleeren Einöden kennen, wo keine gebahnten Wege, keine Herbergen, keine Lebensmittel, nichts als Labyrinthe und reißende Thiere zu finden sind.

Das waren die Gegenden, durch welche die Gesellschaft nach Andoas gehen sollte. Sie waren anfangs Willens, die Ufer des Stromes zu verfolgen, aber die großen Umwege, die sie dessen Krümmungen wegen machen mußten, brachten sie bald zu einem andern Entschluß. Sie wagten sich in die Wälder, hatten sich aber schon den andern Tag völlig darin verirrt.

Erschöpft, mit verwundeten Füßen, mit zerrissenen Kleidern, von Insekten gequält, ohne Lebensmittel, ohne Wasser, ohne Erquickung — sanken sie einer nach dem andern auf dem Wege hin.

Madame Godin sah sie innerhalb vier Tagen sämmtlich unter den schrecklichsten Verzuckungen sterben, während sie selbst von Tigern und Schlangen umringt in der äußersten Kraftlosigkeit neben den Leichnamen liegen blieb.

Zweymal vier und zwanzig Stunden hatte sie auf diese Weise zugebracht, als die Natur ihre letzten Kräfte noch einmal zu sammeln schien. Madame Godin raffte sich auf, schnitt ihren Brüdern die Schuhe ab,

band sich die Sohlen unter die Füße und trat ihre Wanderung von neuem an. Sie hatte das Glück am zweyten Tage ein wenig Wasser, am dritten einige Vogelnester, und an den übrigen eine Menge wilder Beeren zu finden, bis sie sich endlich am neunten Tage wieder an den Ufern des Stromes befand.

4.

Der Tag brach an, sie erwachte und vernahm ohngefähr zweyhundert Schritt von ihrer Stelle ein Geräusch. Erschrocken wollte sie entfliehen, aber bald besann sie sich. Was konnte ihr Schlimmeres wiederfahren? Sie raffte sich auf, gieng dem Schalle nach, fand zwey Wilde, die ein Canot ins Wasser ließen, und ward sogleich von ihnen bemerkt.

Man redet sich an, man versteht sich, beyde Theile sind voll Verwunderung. Die Wilden waren von Canelos und wollten nach Andoas gehen. Freundlich nahmen sie Madame Godin in ihr Canot auf, versahen sie mit Lebensmitteln, und brachten sie wohlbehalten nach Andoas. Sie wollte ihnen diesen Dienst mit zwey goldenen Halsketten belohnen, aber ein niederträchtiger Missionär nahm sie den armen Judianern weg, und gab ihnen bloß ein paar Ellen Leinwand dafür.

Aufgebracht über dieses schändliche Betragen, beschloß Madame Godin schon den andern Morgen nach der Laguna abzugehen. Hier fand sie endlich bey dem edelmüthigen

Superior der Missionen, dem Doctor Romero, alle die Hülfe, der sie benöthigt war.

Während ihres dasigen Aufenthalts bekam sie denn auch endlich Nachricht von Herrn R. und ihrem Neger. Wird man glauben, daß ersterer seine Reise von Andoas fortgesetzt hatte, ohne die mindeste Anstalt zur Rettung der unglücklichen Madame Godin und ihrer Gefährten zu machen? Daß er sich von dem Neger, der, während Madame Godin's einsamen Herumirren, allein zurückgekehrt war, und die Leichname gefunden hatte, alle Sachen seiner Herrschaft ausliefern, und ihn, um des Geheimnisses willen, aus eigener Autorität, nach Quito gehen ließ? Dennoch war es so.

Noch mehr, der schändliche Mensch hielt sich jetzt in Omaguas, einige Tagereisen von der Laguna auf. Kaum hatte er Nachricht von Madame Godin's Ankunft erhalten, als er zu ihr eilte, um in ihrer Gesellschaft vollends nach Cayenne zu gehen. Madame Godin antwortete ihm, wie er es verdiente, ließ sich aber doch am Ende durch Doctor Romero dazu bewegen. Dennoch gab ihr R. kaum den vierten Theil von ihren Sachen zurück, da sie seiner Erzählung nach meistens verfault seyn sollten. Eine schändliche Lüge, da es fast nichts als lauter Kostbarkeiten waren.

So vergiengen beynahe sechs Wochen, endlich fühlte sich Madame Godin stark ge-

nug ihre Reise fortzusetzen. Dieses geschah mit der möglichsten Bequemlichkeit zu Wasser, bis sie endlich bey Loreto die portugiesische Galiote und ihren Vater traf.

Von nun an hatten alle ihre Leiden ein Ende. Sie fand das Schiff mit Provisionen aller Art versehen, segelte den Amazonenfluß vollends hinunter, und langte endlich in der Nähe von Cayenne an. Sogleich erhielt Herr Godin Nachricht davon, und eilte in ihre Arme. — Welch ein Wiedersehen! — Seit zwanzig Jahren waren sie getrennt gewesen. — — Bald darauf segelten sie nach Europa ab.

VIII.

Lafond.

I.

Es war den zehnten Junius 1752. als das französisch ostindische Compagnieschiff le Prince, auf dem ich mich als Lieutenant befand, von l'Orient nach Pondichery unter Segel gieng. Wir hatten unsere Reise bis zum sechs und zwanzigsten Julius glücklich fortgesetzt, und ich wollte eben um ein Uhr Mittags meine Wache antreten, als aus einer der großen Luken ein schwacher Rauch aufzusteigen anfieng.

Voll Entsetzen befahl ich sogleich Luken zu öffnen, um eine Untersuchung anzustellen, als der Capitain aus der Cajüte stürzte und alles unter das Commando rief. — „Feuer! Feuer!“ — ertönte es nun von einem Ende des Schiffes zum andern, und jedermann schickte sich zur Arbeit an. Würklich durften wir hoffen die Flamme mit leichter Mühe dämpfen zu können, da sie noch auf einen äußerst kleinen Raum beschränkt zu seyn schien.

Allein wie schrecklich hatten wir uns in dieser Voraussetzung getäuscht! Kaum waren nemlich die Luken geöffnet worden, als uns die Flamme bereits entgegen schlug. Vergebens ward auf allen Seiten Wasser

über

über Wasser hineingegossen, das Feuer griff immer mehr um sich, und flog zu unserm Entsetzen in wenig Minuten den großen Mast hinan.

Zum Unglück waren wir eben mit dem Aussetzen des Bootes beschäftigt, als die Flamme auch die Taue ergrif, in denen der Kloben gieng. Ehe wir's uns versahen, ward das Boot auf den Kanonen des Steuerbords zerschmettert, so daß die Möglichkeit es wieder aufzuhissen völlig verschwunden war.

Aber jetzt schien auch alles den Muth zu verlieren und die Bestürzung im Schiffe ward allgemein. Überall hörte man nichts als Angstgeschrey, überall sah man nichts

als Verzweifelte, die sich zu retten suchten. Hier sprangen einige in das Meer, dort kletterten andere auf die Segelstangen, diese warfen Breter und Balken über Bord, um darauf fortzuschwimmen, andere klammerten sich an das Boogspriet an.

Unterdessen war das Backbord bereits in Flammen gerathen, und die Kanonen des obersten Verdecks giengen mit schrecklichem Geprassel los. Mehrere der um das Schiff herumschwimmenden Menschen wurden von den Kugeln getroffen und starben unter gräßlichem Angstgeschrey. Wohin ich blickte, sah ich nichts als die schrecklichsten Scenen vor mir.

Indessen wurde ich eine Stange gewahr, deren unterstes Ende ins Wasser hieng. Ich war durch keine Pflicht gebunden länger an Bord zu bleiben und beschloß demnach auf meine Rettung bedacht zu seyn. Flugs warf ich meine Kleider ab, rutschte an der Stange hinunter und sprang in das Meer. Beynahe hätte ich indessen das Unglück gehabt, von einem sinkenden Soldaten hinunter gezogen zu werden, hätte ich ihn nicht mit aller Gewalt von mir loszumachen gewußt.

So schwamm ich denn zwischen Hunderten von Leichnamen, durch die ich mich oft hindurch zu drängen gezwungen war, mehrere Stunden hin und her. Allein all=

mählig fiengen die Kräfte an mich zu verlassen, und ich zog daher einen Flaggenstock mit seinem Stricke an mich. Doch da sich in dem Augenblicke ein anderer Matrose daran zu klammern versuchte, hielt ich fürs Beste ihn wieder fahren zu lassen. Endlich beschloß ich, mit an das Boogspriet zu fassen, wiewohl auch dieses schon voller Menschen hieng.

Unterdessen war der große Mast bis auf den Fuß abgebrannt, und stürzte mit fürchterlichem Krachen über Bord. Das Feuer hatte nun das ganze Verdeck ergriffen, und die Kanonenkugeln flogen aus allen Seiten des Schiffes heraus. Erschöpft, ermüdet,

von Durst verzehrt, glaubte ich endlich mein Grab in den Wellen zu finden, als ich die Jolle erblickte, in der sich gleich anfangs fünf der entschlossensten Matrosen gerettet hatten.

Ängstlich schrie ich ihnen zu mich aufzunehmen, sammelte meine letzten Kräfte zu ihnen hin zu schwimmen, und ward, so wie der Boots- und Steuermann, die mir folgten, glücklich an Bord gebracht. Eilends suchten wir nun davon zu rudern, da das Feuer die Pulverkammer ergriff, und das Schiff mit einem furchtbaren Knall in die Luft flog.

Unser Zustand war erschrecklich. In eine Dampfwolke gehüllt, die Meer und

Himmel verfinsterte, und aus der tausend brennende Balken, Breter und Segel prasselnd herabstürzten, zwischen den tobenden Wellen, die rings um die Jolle wie Berge empor schlugen, glaubten wir jeden Augenblick versinken zu müssen. Endlich zerstreute sich der Rauch, und das ganze Meer war rings um uns her mit Tonnen, Trümmern und Leichnamen bedeckt.

Als wir den ersten Eindruck dieses schauderhaften Anblicks überwunden hatten, schlug ich vor, ein paar Schiffslängen näher zu rudern, um, wo möglich, etwas aufzufischen. Es gelang uns auch wirklich ein kleines Faß Brandwein, etwa funfzehn

Pfund Speck, zwanzig Ellen Leinwand, ein Stück Scharlach, ein Dutzend Faßtauben und ein paar Taue an Bord zu bringen.

Da es aber anfieng dunkel zu werden, und wir leicht an einem der großen herumschwimmenden Trümmer scheitern konnten, nahmen wir unsere Ruder zur Hand, und entfernten uns mit der größten Schnelligkeit

2.

Es war Abends um neun Uhr, als wir endlich die Trümmer aus dem Gesichte verloren hatten, und nun unser Fahrzeug zu dieser weiten gefährlichen Reise aufs beste

auszurüsten anfiengen. Das eine Ruder ward demnach zum Mast, der eine Bootshaken zur Raae, das Stück Scharlach zum Segel und ein losgerissenes Bret zum Steuer gebraucht. Zum Nähen des Segels dienten uns die ausgezogenen Leinwandfäden, und Nadeln hatte zum Glück ein Matrose bey sich. Auf diese Art war in einigen Stunden, troß der Dunkelheit, alles in Stand gesetzt.

Nach meiner Rechnung waren wir wenigstens an zweyhundert Meilen von der Küste von Brasilien entfernt; ich rieth daher mit unsern Lebensmitteln auf das sparsamste umzugehen, und so ward unsere tägliche

Ration auf ein kleines Stück Speck und einen Schluck Brandewein festgesetzt. Allein schon am vierten Tage fanden wir uns bey dieser spärlichen Nahrung so erschöpft, und von einem so brennenden Durste gequält, daß wir kaum noch die Ruder regieren konnten. Doch was soll ich viel von unserm Elend, von unserer Verzweiflung sagen? Noch in diesem Augenblicke denke ich nur mit Schauder daran zurück.

Acht schreckliche Tage hatten wir so auf offenem Meere zugebracht, und außer einigen Tropfen Regenwasser nicht die mindeste Erquickung gehabt. Alle meine Gefährten schienen dem Tode nahe zu seyn, und ich

hatte eine ganze Nacht das Steuerruder allein regiert. Schon glaubte ich selbst vor Müdigkeit und vor Erschöpfung meine Augen auf ewig zu schließen, — plötzlich gieng die Sonne auf, und im Morgenrothe lag eine hohe waldigte Küste vor mir.

Es war die Küste von Brasilien, der Wind frischte auf, und wir ruderten glücklich darauf zu. Schon Nachmittags um zwey Uhr liefen wir in der Bay von Treßon ein, und wälzten uns vor Freude im Sande herum. Indessen war die Küste völlig unbewohnt und wir mußten daher, troß unserer Erschöpfung, wo möglich Land einwärts gehn.

Wir waren noch nicht lange fortgewandert, als uns ein Haufen bewaffneter Portugiesen entgegen kam. — „Wo seyd Ihr her? — Wo wollt Ihr hin?" — Unsere Antwort war die Erzählung unsers Unglücks und so wurden wir nach ihren Wohnungen gebracht, wo uns ihr Commendant mit der größten Menschlichkeit aufnahm.

Nachdem wir hier einige Tage ausgeruht hatten, setzten wir unsere Reise, mit Kleidern und Lebensmitteln versehn, nach Paraibo, und von da weiter, nach Fernambuc fort, wo eben eine portugiesische, nach Europa bestimmte Flotte lag. Der Admiral bewilligte uns die Aufnahme ohne Schwierig-

keit, und so giengen wir denn den 5. Oktober 1752. mit dem günstigsten Winde in See.

Unsere Reise war ziemlich glücklich, denn schon am fünften Dezember liefen wir in dem Hafen von Lissabon ein. Hier begab ich mich den 2. Januar 1753. an Bord eines kleinen nach Morlaix bestimmten Fahrzeuges, und kam den 2. Februar glücklich in meiner Heimath an.

IX.

Madame Noyer.

Ich war im Begriffe mit meinem Manne von Savana nach Cap Francois, auf einem uns zugehörigen Fahrzeuge zurück zu gehen, als ihn einer seiner Freunde ersuchte den Capitain und Steuermann eines kleinen englischen Schiffes mitzunehmen, das

eben an der Küste gescheitert war. Da wir außer unsern zwey Kindern nur noch eine Negerin bey uns hatten, so ließ es sich mein Mann gefallen, und wir konnten noch den nemlichen Nachmittag (den 4. März 1666.) mit dem günstigsten Winde unter Segel gehen.

Mehrere Meilen hatten wir längst der Küste bereits zurückgelegt, als uns die Nacht überfiel, und mein Mann vor Anker zu gehen beschloß. Er ließ hierauf unsere Matrazzen auf das Cajütendach bringen, und wies den beyden Engländern ihre Schlafstelle in dem Vordertheile des Schiffes an.

Es

Es mochte gegen ein Uhr Morgens seyn, als ich von einem dumpfen Schlage erwachte, der wie ein Axthieb auf die Matrazze meines Mannes klang. Erschrocken wecke ich die neben mir schlafende Negerin, hebe das Segel auf, das über unser Lager gespannt war, und sehe den Capitain John mit aufgehobener Axt vor meinem Manne stehen. Wüthend drohte er mich und meine Kinder zu ermorden, versetzte meinem Manne noch einige Hiebe, und befahl seinem Camaraden nach Newyork zu steuern.

Der Tag brach an, ich hatte kaum so viel Kräfte mich aufzurichten. Aber alle

mächtiger Gott! was für ein schrecklicher Anblick für mich! Ich sah den blutigen Leichnam meines Mannes mit der Matrazze im Meere schwimmen, während mir der Mörder mit höhnischem Lächeln einige Spöttereyen zurief. — Mein Herz erstarrte, meine Augen wollten verlöschen, ich sank ohne Bewußtseyn auf mein Lager zurück.

Als ich wieder zu mir kam, stand der Mörder mit einem Dolche vor mir, und zwang mich unter den gräßlichsten Drohungen ihm die Schlüssel zu unsern Kisten zu geben. Indessen brachte er sie mir sehr bald zurück, und schien sogar etwas menschlicher geworden zu seyn.

„Seyn Sie unbesorgt!“ — sagte er — „Ich will Sie wohlbehalten ans Land setzen!“ — Zugleich bot er mir einige Erfrischungen an, und gestand mir unverholen, er habe sich bloß des Fahrzeugs bemächtigen wollen, um nach Neuyork zu gehn.

Was ich indessen empfand, wird sich schwerlich beschreiben lassen. Nein! ich glaube nicht, daß es einen größern Schmerz geben kann. Tausendmal war ich im Begriffe mich ins Meer zu stürzen; immer hielten mich blos meine Kinder zurück. Gott, welcher entsetzliche Tag! Ich brachte ihn mit beständigem Weinen und Seufzen zu!

So brach der Abend an, die Böse=wichter banden das Steuerruder fest, und legten sich ruhig zum Schlafen hin. Meine Negerin that mir den Vorschlag ihnen die Augen mit einem Nagel zu durchstechen, allein ich beschwor sie, davon abzustehen. Die Unmenschen konnten sich vielleicht nur schlafend stellen, und wehe uns, wenn der Versuch mißlungen wäre. Die ganze Nacht brachte ich nun in beständigem Fieber zu! Ach der höchste Schmerz pflegt unbeschreiblich zu seyn!

Als der Tag anbrach, befanden wir uns in offener See. Ich fragte die Mörder, ob sie mich nach Neuyork führen woll=

ten, sie versicherten mich des Gegentheils — „Hier ist das Boot!“ — sagte der Capitain — „Einer von uns soll Sie nach Cap Francois bringen!“ — und in dem Augenblicke legten sie bey, und ließen das Canot ins Meer hinab.

Ohne an die Gefahr dieser schrecklichen Reise zu denken, sah ich sie als das einzige Mittel zu meiner Rettung an. Die Mörder erlaubten mir etwas Wäsche zusammen zu packen und gaben mir auch etwas Zwieback, Pöckelfleisch und Wasser mit. Kaum war ich aber die Leiter hinunter, und dachte nun, daß der Steuermann folgen sollte, als die Bösewichter

das Tau abhieben, das Schiff nach Norden wendeten, und mich ohne Barmherzigkeit meinem Schicksale überließen.

So war ich denn mit meinen beyden unglücklichen Kindern und meiner Negerin allein und von aller menschlichen Hülfe entfernt. Kein nahes Land, kein einziges Segel am Horizonte, nichts als Himmel und Wasser um mich her. O Gott! nur Du sahst meine Thränen! Nur Du hattest Erbarmen mit mir!

So überfiel uns die Nacht, das Meer ward immer unruhiger, der Wind immer heftiger, dennoch steuerte meine Negerin

nach Möglichkeit fort. Aber bald fiengen die Wellen an über uns herzuschlagen, und jeder Augenblick schien unser letzter zu seyn. Ich lag auf dem Boden des Canots, hatte meine Kinder in meine Arme geschlossen und erwartete den Tod mit Gelassenheit.

Aber das Schicksal hatte mich noch zu härtern Prüfungen aufgespart und wir trieben noch sechs schreckliche Tage ohne Lebensmittel und ohne Wasser auf dem stürmischen Meere herum. Schon war ich im Begriffe mir eine Ader zu öffnen, um meine Kinder mit meinem Blute zu erquicken, als das Ende meiner Leiden

endlich gekommen war. Wir erblickten ein Segel, wurden erkannt, an Bord genommen und nach Neuorleans in der Louisiana gebracht. *)

*) Die Mörder wurden einige Monate darauf in Boston entdeckt und zur verdienten Strafe gezogen.

Ende des ersten Bändchens.

Anzeige.

Gemälde von Valencia von Christian August Fischer.

Indem ich hiermit dem Publikum ein Gemälde nicht nur von der Stadt, sondern von der ganzen schönen Provinz dieses Namens ankündi-

ge, glaube ich, bey dem Interesse des Gegenstandes, und dem Namen des Verfassers, etwas Ausgezeichnetes versprechen zu können. An eine Menge neuer geographischer, botanischer und mercantilischer Nachrichten, werden sich die umständlichsten Details über die schöne Cultur dieses reizenden südlichen Landes, und die unterhaltendesten Schilderungen von Sitten, Gegenden u. s. w. in der größten Mannichfaltigkeit anschließen; so daß der Geograph, der Botaniker und der Kaufmann, der Ökonom und der Dilettant dieses Werk mit gleichem Interesse aufnehmen werden. Dieses wird nicht zuviel gesagt scheinen, da der bekannte Verfasser außer seinen eigenen Beobachtungen, auch das große

kostbare Werk des berühmten Cavanilles (Observaciones sobre la historia natural, geografia, agricultura, poblacion y frutos del Reyno de Valencia) dabey benutzen wird.

Was nun das Mercantilische anlangt, so schlage ich, der schändlichen Nachdrucker wegen, den Weg der Pränumeration ein.

Das Ganze wird aus zwey bequemen Bänden in 8, sauber auf Schreibpapier gedruckt, bestehen, die auf einmal abgeliefert werden sollen. Die Vorausbezahlung von 2 Thlr. 12 gr. auf beyde steht noch bis Ende Augusts offen. Die wirkliche Erscheinung wird seiner Zeit durch die Zeitungen bestimmter angegeben

werden, doch auf keinen Fall später als zur Mich. Messe seyn. Die resp. Pränumeranten sollen dem 2ten Bande vorgedruckt werden, daher ich um deutliche Namen bitte. Die Pränumeranten erhalten ihre Exemplare brochirt. Wer auf 5 Exemplare pränumerirt, erhält das 6te frey. Pränumeration wird in allen guten Buchhandlungen angenommen. Leipzig im Januar 1802.

Heinrich Gräff.

Bayerische Staatsbibliothek München

H Heinr

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fischer, Christian August, 1771-1829

Neue Reiseabentheuer

Bd.: 1

Posen und Leipzig (1802)

It.coll. 28-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465389-3